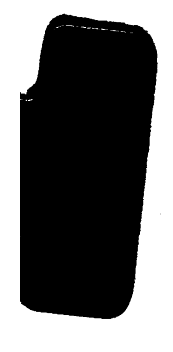
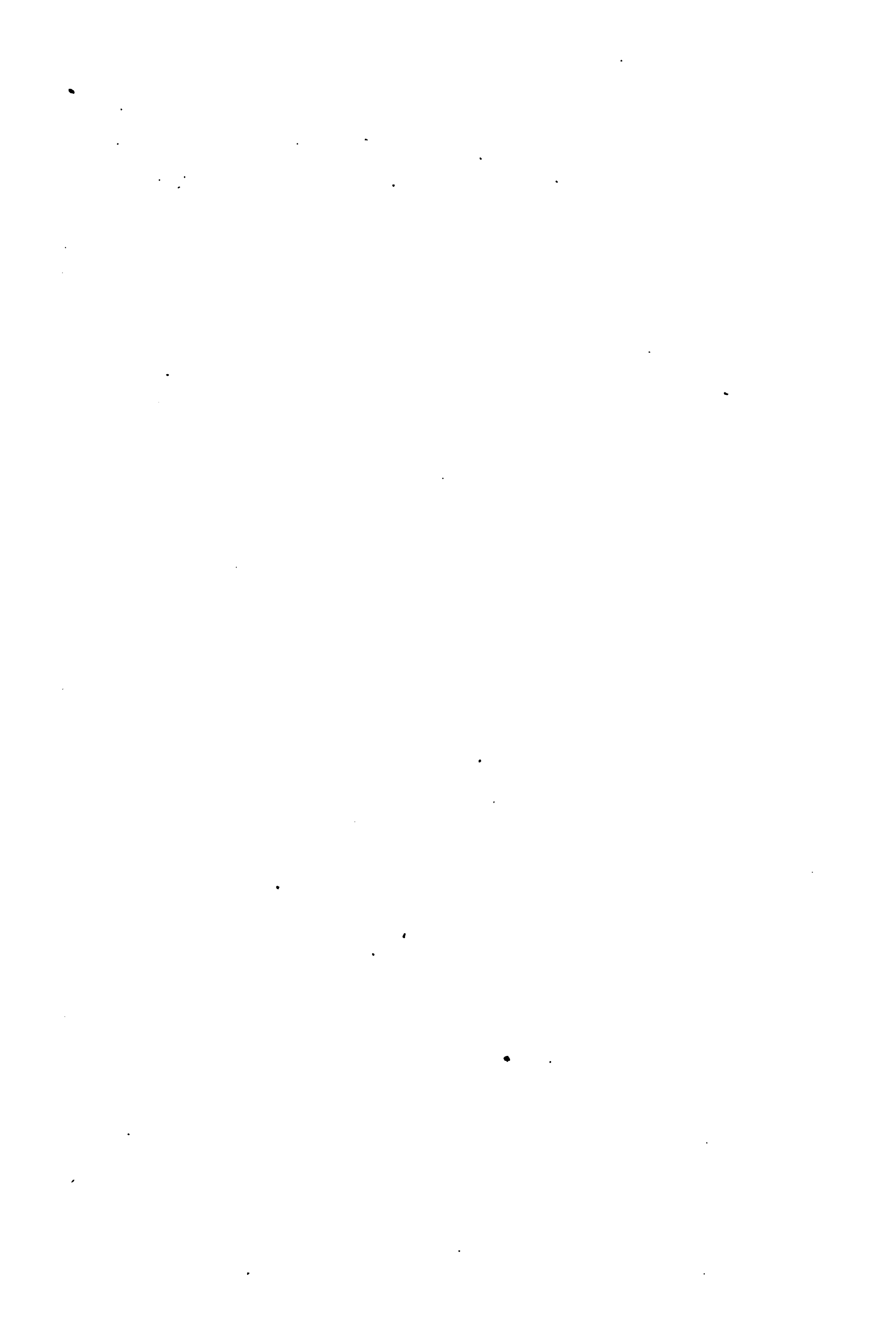

Educ
6150
25.2

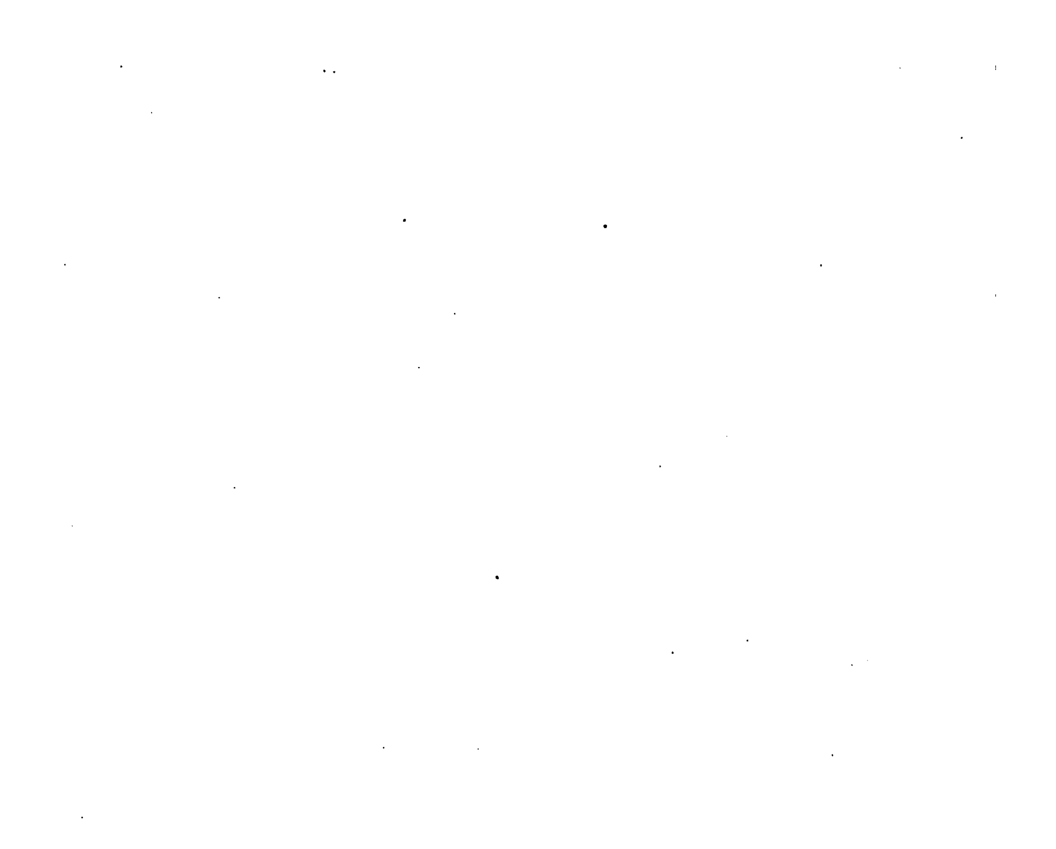

HARVARD
COLLEGE
LIBRARY.




SIGILLVM ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV ANG
ET
VE RI TAS
CHRISTO ET ECCLESIAE







Die Unzulänglichkeit des theologischen Studiums der Gegenwart.

Ein Wort
an Dozenten, Pfarrer und Studenten.

Zweite Auflage.

Leipzig,
Druck und Verlag von Johs. Lehmann Nachf.
(Fr. Richter)
1886.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Zum zweitenmal tritt dies Büchlein an die Öffentlichkeit, nachdem die erste Auflage von mehr als 1000 Exemplaren in wenigen Monaten vergriffen ist. Weite Kreise von Fachgenossen haben sich den durch die vorliegende Schrift aufs neue angeregten Fragen mit Eifer zugewandt. Zahlreiche Zuschriften von alten und neuen Freunden haben mir das lebhafteste Interesse für die Sache und eine weitgehende Zustimmung zu der Schilderung und Beurteilung der einschlägigen Verhältnisse bekundet. Eine ganze Reihe von Zeitschriften hat sich mit warmer Teilnahme des behandelten Gegenstandes angenommen und die vorliegende Broschüre mehr oder minder eingehend besprochen, — viele nicht ohne mancherlei Einwendungen, Vorbehalte und Ergänzungsvorschläge, aber fast alle in günstigem und empfehlenden Sinn. Auch für zwei größere theologische Konferenzen dieses Sommers — im Königreich Sachsen und in der Schweiz — ist die „Unzulänglichkeit des theologischen Studiums der Gegenwart“ als Gegenstand der Verhandlung auf die Tagesordnung gesetzt. Ein derartiger, weit über Erwarten großer Erfolg meines schlichten Worts erfüllt mich mit herzlicher Dankbarkeit und ermutigt mich, meine Schrift abermals dem Publikum darzubieten, zumal ihr Gegenstand für weitere Kreise jetzt ein erneutes Interesse beanspruchen dürfte, seit der im preußischen Abgeordnetenhaus gestellte Antrag von Hammerstein die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Freiheit und Selbständigkeit der evangelischen Kirche, ihr Wesen und ihre Bürgschaften gelenkt hat.

Die neue Auflage erscheint völlig unverändert. Ein Eingehn auf die mannigfachen und teilweis gewiß berechtigten Fragen, Winke, Vorschläge und Bedenken, die mir hinsichtlich unsers Gegenstandes in der Presse wie im mündlichen und brieflichen Verkehr

entgegengetreten sind, würde zu weit führen. Entweder müßte der Titel dieser Schrift verändert und ihr Inhalt erweitert und völlig umgearbeitet werden, oder eine neue Schrift ergänzend zu der ersten hinzutreten. Da aber gerade bei einem Thema wie dem meinigen die Grenzen des zu berücksichtigenden Gebietes nicht mit voller Sicherheit zu bestimmen sind, so erscheint eine gewisse Selbstbeschränkung auf jeden Fall notwendig. Zudem liegt es in der Natur des behandelten Gegenstandes, daß die Maßstäbe, Urteile und Desiderien allgemeinerer Art für die verschiedenen Gegenden und Verhältnisse durchaus nicht die gleiche Berechtigung haben, wie denn thatsächlich oft ganz dieselben Erörterungen meiner Schrift bei einem Teil der Leser Mißbilligung und Zweifel, bei einem andern Zustimmung und Anerkennung gefunden haben. Endlich erinnere ich daran, daß es von vornherein meine Absicht gewesen ist, nur die Frage anzuregen, nicht den Gegenstand zu erschöpfen. Vielleicht bietet sich mir später eine Gelegenheit, nicht nur dasjenige, was ich mir von den Ausführungen meiner geehrten Rezensenten aneignen kann, sondern auch einige neue, positive Vorschläge für die Praxis des theologischen Studiums zusammenhängend darzustellen.

Dagegen sei mir jetzt gestattet, einige Mißverständnisse hier zu berichtigen. Man hat mir vorgeworfen, daß ich „mit Nichtachtung von den Bekenntnissen gesprochen" hätte. Ich stelle das entschieden in Abrede. Nichts liegt mir ferner, als die geschichtlichen Bekenntnisschriften unsrer Kirche gering zu achten. Ich liebe und schätze sie und habe sie oft nicht bloß zu theologischer Arbeit, sondern auch zu meiner täglichen Erbauung gebraucht. Aber die ungleichmäßige, willkürliche und oberflächliche Berufung auf die Symbole, wie sie heutzutage bei vielen Theologen Mode ist, bedauere ich lebhaft, und über die Leichtfertigkeit, mit welcher das Wort „Bekenntnis" mannigfach mißbraucht wird, kann ich nur Zorn und Schmerz empfinden. Ebensowenig wie die Bekenntnisschriften glaube ich ferner die Dogmatik und die Dogmen zu unterschätzen. Mit der Dogmatik beschäftige ich mich gern; aber sie ist streng in ihr eigenes Gebiet zu verweisen, wenn sie sich die einzigartige Stellung anmaßen will, welche ganz allein dem Evangelium zukommt. Vor andern Vorwürfen, z. B. daß

ich das Heil unserer Kirche nicht vom lebendigen Glauben, sondern lediglich von einer Reform des theologischen Studiums und seiner Methode erwarte, daß ich „das Pfarramt zum Kulturamt gemacht“ und das Christentum mit der Kultur versöhnt wissen wolle, glaubte ich ebenfalls durch Art und Inhalt meiner Darstellung hinreichend geschützt zu sein. Trotzdem sind solche Vorwürfe vereinzelt, wenn auch in zweifelndem und verschämten Ton, laut geworden. Demgegenüber wiederhole ich hier ausdrücklich, was jedem evangelischen Christen selbstverständlich sein sollte, daß das Pfarramt allein das Evangelium zu verkündigen und nicht etwa dieses Evangelium nach der modernen Kultur umzumodeln, sondern durch das Evangelium die Kultur christlich zu gestalten und zu beeinflussen hat. Auch ist die wahre Gesundheit unserer evangelischen Kirche, wie ihre wahre Freiheit und Selbständigkeit lediglich von dem rechten, lebendigen Glauben ihrer Glieder abhängig, nicht von irgendwelcher Methode, Wissenschaft oder äußeren Einrichtung und Verfassung. Auf eine weitere Durchführung dieser Gedanken kann ich mich freilich hier ebensowenig einlassen, wie auf die Beantwortung einzelner dogmatischer Fragen, die mir von anderer Seite gestellt sind.

Von öffentlichen Besprechungen der vorliegenden Schrift sind mir gegen 50 zu Gesicht gekommen, fast alle wohlwollend und gerecht, auch da, wo sie mit den von mir vorgetragenen Anschauungen nicht übereinstimmten. Demgegenüber kann ich nicht verschweigen, daß sich zwei jener Rezensionen nicht bloß durch ablehnende, sondern durch argwöhnische und feindselige Haltung auszeichnen. Erstens nämlich hat die „Neue preußische (Kreuz-) Zeitung“ — offenbar in der leider irrigen Meinung, daß meine Wenigkeit ein hervorragendes Mitglied der preußischen Mittelpartei sei, — mein Büchlein mit einer langen, nicht gerade freundschaftlichen Besprechung beehrt und dasselbe dabei wesentlich nach kirchenpolitischen Gesichtspunkten zu verstehn und zu würdigen versucht. (Nr. 38, Beilage 2, vom 14. Februar 1886.) Zweitens aber hat Professor Victor Schultze in Greifswald für die von Zöckler herausgegebene „Evangelische Kirchenzeitung“ (Nr. 15 dieses Jahrgangs) einen Artikel „Reformpläne in Beziehung auf das theologische Studium“ geliefert, welcher die vorliegende

Schrift dadurch unwirksam zu machen sucht, daß er jedes Eingehn auf die angeregten Fragen ablehnt und die Lauterkeit meiner Absicht ohne weiteres in Frage stellt. Ich habe kein Interesse daran, solche Beurteilungen weitläufig zu besprechen oder zu widerlegen. Aber ich will sie wenigstens dem Publikum zugänglich machen. Ich lasse deshalb den Artikel Schultzes vollständig, den der Kreuzzeitung teilweise unter dem Texte dieses Vorworts ohne jegliche Veränderung und ohne Zusatz abdrucken. Ich bitte den geneigten Leser, nach der Lektüre der folgenden Broschüre diese Artikel abermals durchzulesen und sich so selbständig zu überzeugen, inwieweit die dort gebotenen Referate über den Inhalt meines Schriftchens richtig, die Citate genau und sachgemäß, die Urteile besonnen und gerecht sind. (S. Anmerk.)

Ich schließe mit dem Ausdruck der aufrichtigen, in den letzten Monden mir neu gestärkten Überzeugung, daß innerhalb unserer evangelischen Kirche trotz der äußeren Zersplitterung dennoch ein großes Maß wirklichen Einverständnisses und geistiger Gemeinschaft herrscht, eine edle Bereitschaft zu gegenseitigem Vertrauen und freimütiger Offenheit, eine wirkliche Freudigkeit zu gemeinsamer Arbeit und zu gemeinsamem Dienst am Evangelium.

Allen Freunden und Gesinnungsgenossen sende ich dankbaren Gruß.

Im Juni 1886.

Der Verfasser.

Anmerkung. In dem genannten Artikel der „Kreuzzeitung" ist folgendes zu lesen:

„Gleich am Anfange des Buches stießen mir einzelne Stellen auf, welche mich stutzig machten, aber sie waren stets so gefaßt, daß sie eine doppelte Deutung zuließen. Doch je weiter ich las, desto klarer wurde es mir, daß der Grund, auf welchem der Verfasser steht, sehr schwankend ist, daß er darum wohl im einzelnen Gutes zu tage fördert, aber doch nicht ins Schwarze trifft. Zunächst macht es einen mehr komischen Eindruck, wenn der Verfasser wider die Kirchenzeitungen seinen Bannfluch schleudert, er will sie ganz und gar von dem Erdboden vertilgt wissen (S. 20 f.), doch nur die positiven, nicht Beyschlags blaue Blätter, denn die hetzen ja nicht wider die Fakultäten. Aber die positiven klagt er an, daß sie in den Pfarrhäusern das Mißtrauen gegen die theologischen Fakultäten anfachen und die Gleichgültigkeit bestärken, indem sie die Stimme des achten Gebots übertäuben (!). (S. 54.) Auch die

nach seiner Meinung sehr schwache (!) „Kirchliche Rundschau“ der „Kreuz-Zeitung“ und ihre „sporadischen Hetzartikel“ (?) machen ihm viel Verdruß. (S. 20.) Ernsthafter wird es schon, wenn er gleich mit dem Vorwurf des Katholisierens (S. 17 u. 21 f.) denen gegenüber bei der Hand ist, welche dem Unglauben in der Kirche nicht die Gleichberechtigung mit dem Glauben zugestehen wollen. Wenn er von einem Hinüberschielen zum katholischen Priesterstand redet, evangelische Ansichten über die Ordination als katholisch hinstellt, so bitte ich ihn zunächst einmal, die Lehren der evangelischen Symbole darüber einzusehen, z. B. Apol. VII De numero et usu sacramentorum. Doch weiter in seinen theologischen Anschauungen! Er spricht von einer Übersetzung der Errungenschaften früherer Zeiten in eine neue Sprache (S. 78), von dogmatischen Formeln will er nichts wissen, in der Rechtfertigungslehre kommt es ihm auf den Gebrauch der korrekten dogmatischen Formel gar nichts an.“ (S. 93.) „Ebenso ist es nur ein sehr verhängnisvoller Irrtum, wenn viele Theologen und Laien meinen, nur wer in der Predigt das Wort und die Formel gebrauche, predige die Gottheit Christi, die andern nicht!“ (S. 95.) Er spottet über „die geliebten dogmatischen Resultate“, über das „sogenannte Bekenntnis!“ (S. 81.) Nun, wer vom Bekenntnis nichts wissen will, der weicht auch vom Worte Gottes ab. Dementsprechend ist denn auch seine Stellung zur heiligen Schrift sehr bedenklich. Gottes Wort ist sie ihm nicht, und ob in ihr noch Gottes Wort, wird nicht klar. Er will mit „der kritischen, geschichtlichen Betrachtung Ernst gemacht wissen“ (S. 66), preist hochtönend die rechte Kritik, welche, wenn sie auch an manchen Punkten um der Wahrheit willen niederreißen muß, an andern wichtigen Stellen Großes und Positives schafft, mächtige Dämme wider Negation (?) und Unkirchlichkeit (?) zieht (!) u. s. w. (S. 66); er redet von einem „Heiligenschein der Bibel“ (S. 67) und davon, daß mancher „der Schrift den Schein einer Unfehlbarkeit zu erhalten trachtet, die sie selbst nirgends beansprucht.“ (S. 65). An den Resultaten der Forschung liegt ihm nicht viel, sondern nur daran, daß geforscht wird. „Es ist aber leider Thatsache, daß heutzutage von den meisten Theologen die dogmatischen Resultate überschätzt werden, die dogmatische Arbeit dagegen unterschätzt wird.“ (S. 80.) . . . . Kurz, des Verfassers Theologie ist eine echte Ja- und Nein-Theologie. . . . . Aber während er so lammfromm gegen die liberalen Professoren ist, daß er sie nur zu bitten wagt, dagegen von den Pastoren fordert, daß sie ihre „unverständigen und unverantwortlichen Warnungen, ihre Verdächtigungen der theologischen Fakultäten“ endlich lassen (S. 105), will er von den positiven Professoren, „welche eine rechte Geistlichkeit heranzubilden und für das Reich Gottes zu arbeiten meinen, indem sie als Kirchenfürsten oder Kirchenzeitungsredakteure Gottes Ratschlüsse veröffentlichen, gar nicht reden. (S. 55.) Wenn nun der Verfasser negative Theologen auch deshalb auf den Kathedern sehen will, damit die Studenten die negative Theologie kennen lernen, so ist wohl die Gegenfrage berechtigt: muß deshalb, weil die Theologen Juden- und Heidentum kennen müssen, an evangelischen Fakultäten

auch ein jüdischer, mohammedanischer, heidnischer Dozent angestellt werden?... Die Professoren sind Diener der Kirche, aber was wollen heute die liberalen Professoren sein? Von dem Joche der Priester sind wir befreit, sollen wir dafür das Joch ungläubiger Professoren tragen? Den einen Unfehlbaren haben wir nicht, sollen wir dafür ein Dutzend unfehlbarer Professoren tragen? Darum, das ist und bleibt der Punkt, an welchem sich in dieser Frage die Geister scheiden müssen: Sollen die Professoren Herren unsers Glaubens sein?" —

Der genannte Artikel von Prof. Victor Schultze in Greifswald lautet folgendermaßen:

Unter dem Titel: „Die Unzulänglichkeit des theologischen Studiums" ist neuestens ein anonymes Schriftchen veröffentlicht und mit großer buchhändlerischer Reklame den Theologie-Studierenden angeboten worden, dem wir hier einige Bemerkungen schenken, nicht weil wir ihm irgend einen innern Wert zuerkennen, sondern weil es uns eine symptomatische Bedeutung zu haben scheint. Sachgemäßer wäre es, wenn das Büchlein die Aufschrift führte: „Über die Unzulänglichkeit der positiven Theologie." Denn dieser Gedanke ist nicht nur das Ergebnis, sondern auch die Voraussetzung des Inhaltes desselben. Jene Theologie mit ihren „dogmatischen Formeln", ihrem „sogenannten Bekenntnis", ihrem Parteiwesen und Kirchenzeitungen, ihren „frommen Redensarten" ist das Bleigewicht, welches nach der Meinung des Verfassers an dem theologischen Studium der Gegenwart hängt, die frische Begeisterung des Hörers wie die erfolgreiche Thätigkeit des Dozenten tötet und zwischen Universität und Pfarramt Mißtrauen säet. Es hat seinen Grund in dieser auf den Universitäten gelehrten Theologie, daß bei den Geistlichen vielfach Ideal und Wirklichkeit in so weitem Abstand stehn. Daraus erklärt sich der Verfall der Predigt. „Um das Evangelium lauter und rein zu verkündigen, flicht man hier und da einzelne korrekte dogmatische Formeln ein." Viele meinen das Evangelium zu predigen, „wenn nur recht oft und genau die dogmatischen Formeln von der Rechtfertigung oder die Stichworte des Nicänums oder Athanasianums von der Kanzel ertönen." Daher kommen die Ketzergerichte der Pfarrkonferenzen, die Knechtung unter einer bestimmten Kirchenpolitik, „deren Vergeblichkeit man von Tag zu Tag mehr einsehn müsse", und manches andere. Eine Besserung kann nur eintreten, wenn das theologische Studium eine andre Gestalt gewinnt. Und wie soll diese sein? Die akademische Vorlesung darf nicht in erster Linie darauf ausgehen, „Wissen mitzuteilen, sondern mit der wissenschaftlichen Methode vertraut zu machen und zugleich mit der Erkenntnis des jedesmaligen Standes einer Frage zu einem sichern und gründlichen Urteile anzuleiten." Die Hauptsache ist aber dem Verfasser die „wissenschaftliche Methode"; auf sie kommt er immer wieder zu sprechen. Die Methode führt zu der vom Studierenden zu erstrebenden „Selbständigkeit." Daraus folgt aber sofort, daß ein Unterschied zwischen liberaler und orthodoxer Theologie nicht gemacht werden kann, und wenn doch ein Unterschied

da ist, so hat die liberale Theologie den Vorzug; denn sie hat die bessere „Methode.“ Methode ist eben alles. Hier wird das Büchlein mehrfach zu einem Panegyrikus auf die „Kritik“, die — ex ungue leonem — als das ausschließliche Privateigentum der liberalen Theologie gilt. Dem Leser wird stillschweigend zugeschoben, die orthodoxe Theologie als unkritisch vorzustellen; bei ihr läuft alles auf „Sätze“, „Formeln“ hinaus. Das ist keine neue Stimme. Sollte sie noch Eindruck machen? Wir bezweifeln es. Übrigens schließt dieser „kirchliche Liberalismus“ nicht aus, daß die, welche ihn haben, „später im Amt eine erfreuliche und fruchtbare Wirksamkeit in positivem Sinne entwickeln.“ „Sie brauchen deshalb weder mit allen ihren früheren theologischen Arbeiten und Anschauungen noch mit ihrer bisherigen Entwickelung gebrochen zu haben.“ Im Schlußkapitel wird gezeigt, wie die einzelnen theologischen Disziplinen mit Erfolg zu betreiben seien. Was hier richtig ist, ist nicht neu, und was neu ist, ist nicht richtig. Wir können uns daher der Aufgabe entheben auf Einzelheiten einzugehen. In hohem Grade bedenklich ist es aber, wenn die in der Ritschl'schen Theologie beliebte terminologische Falschmünzerei nicht nur in Schutz genommen, sondern geradezu empfohlen wird. Hinsichtlich der Gottheit Christi z. B. fordert der Verf. das Zugeständnis, „daß die dogmatische Formel dieses Dogmas noch mit sehr verschiedenem Inhalt angefüllt werden kann“, ferner, „daß eine Anerkennung der theologischen Formel von der Gottheit Christi noch absolut keine faktische Anerkennung der Gottheit Christi ist,“ — zwei Sätze, die im Sinne des Verfassers keine wahrhaft positive Theologie ihm zugeben wird. Die Gottheit Christi ist uns mehr als eine bloße Bezeichnung für den absoluten Wert der christlichen Religion, auch mehr als eine „praktische religiöse Anerkennung“. Sie ist der lebendige Glaube an und das Bekenntnis zu dem eingeborenen Sohne des Vaters. Daß „der Glaube an die Gottheit Christi nur eine ganz besondere Auffassung und Annahme des Evangeliums sei,“ ist ein Satz, der nur zu deutlich das Bestreben ausdrückt, den Schein der Zustimmung zu dem kirchlichen Bekenntnis von der Gottheit Christi das Bürgerrecht im kirchlichen Amt zu verschaffen. Das reichlich aufgewendete Pathos und die ernsthafte Ausdrucksweise mögen oberflächliche Leser täuschen. Wer tiefer sieht, erblickt ein bekanntes Gesicht: das Gesicht der Ja- und Nein-Theologie. Daß diese aber geeignet sei, in Beziehung auf das theologische Studium Reformvorschläge zu machen, müssen wir entschieden verneinen. Man darf hinzufügen, daß die Reformbedürftigkeit überhaupt noch nachzuweisen ist. Niemand wird leugnen, daß einzelne Mängel vorhanden sind, aber diese liegen entweder in den Institutionen des Universitätswesens überhaupt oder in zufälligen persönlichen Verhältnissen. Sie sind nicht derart, daß sie so bedenkliche Folgen haben müßten und hätten, wie der Verf. mit viel Behagen und großer Redseligkeit ausmalt, um dann für den kranken Organismus seine Medikamente anzubieten. Die Vertreter der positiven Theologie an den Universitäten, die hier in dem Lichte erscheinen, als ob die behauptete „Unzulänglichkeit“ des theologischen Studiums der Gegenwart ihr

Verschulden sei, sind sich der Schwierigkeit und des Ernstes ihrer Aufgabe wohl bewußt, einer Aufgabe, die freilich weiter reicht, als die Studenten zu wissenschaftlicher „Methode“ und zu wissenschaftlicher Selbständigkeit anzuleiten. Sie hat ihr Ziel vielmehr darin, aus ihnen nicht nur wissenstüchtige Theologen, sondern auch tüchtige christliche Charaktere zu machen, welche wissen, was sie wollen, und thun, was sie sollen.

Vorwort zur ersten Auflage.

Die folgenden Blätter beschäftigen sich mit der Frage, ob das theologische Studium, wie es heutzutage auf unsern Universitäten betrieben wird, seinen Zweck erfüllt. Da dieselbe leider nicht ohne weiteres bejaht werden kann, so ist ferner von den Ursachen dieses bedauerlichen Sachverhalts die Rede und von den Mitteln, wie diesem Mißverhältnis abzuhelfen ist.

Mit denen, welche an der Kraft des Protestantismus, an der Zukunft der evangelischen Kirche und an der Berechtigung einer besondern theologischen Wissenschaft verzweifeln, habe ich nicht zu verhandeln. Gewiß, die kirchlichen Verhältnisse unsrer Tage sind in ihrer Zerfahrenheit und Verwirrung betrübend, die Lage ist ernst und schwierig. Aber schlimmer als alles andre ist der fassungslose, eitle Pessimismus, der nur zu klagen und zu tadeln weiß. Gerade weil der Kampf heftig, unsre Aufgabe unendlich groß und unser Wirken durchaus notwendig ist, steht unsre Sache gut. Mit den Hemmnissen steigen unsre Kräfte. Und das Werk ist nicht unser Werk. Der Herr ist mit uns. Das Reich muß uns doch bleiben.

An die, welche mit uns dieser Gewißheit leben, ist diese Schrift gerichtet. Sie soll zur Klärung und Beruhigung beitragen und dazu helfen, daß man die kirchlichen Zustände nüchtern beurteile und ihre Besserung vorsichtig in Angriff nehme. Aus den ehrenwertesten Gründen greift man nämlich gegenwärtig auf vielen Seiten zu sehr weitgehenden Heilmitteln für die krankende evangelische Christenheit. Man betont den anstaltlichen Charakter und die rechtliche Ordnung der Kirche. Man sehnt sich nach einer strengen und einheitlich durchgeführten, vielleicht episkopalen Organisation. Man erwartet viel von schärferen Disziplinarmaß-

regeln. Man möchte den Einfluß des Staates und der profanen Wissenschaften auf die kirchlichen Institutionen und Entwickelungen möglichst beseitigen. Man möchte unfehlbare Autoritäten aufrichten und das Evangelium umzäunen durch eine fest bestimmte Summe von einzelnen unumstößlich und auch in ihrer Formulierung ewig gültigen Wahrheiten oder Dogmen. Man fordert direkte Mitwirkung des Kirchenregiments oder der Geistlichkeit — oder, wie man in bedenklicher Begriffsverwirrung sagt: „der Kirche“ bei der Besetzung der akademischen Lehrstühle. Man möchte das Studium der protestantischen Theologie vor verderblichen Einflüssen sichern, indem man es der Praxis der katholischen Priesterseminare anzunähern sucht. Das alles sind scharfe Mittel und sehr zweischneidige Waffen. Ehe man dazu greift, sehe man wohl zu, ob sie dem Wesen der evangelischen Kirche entsprechen, ob sie zu dem gewünschten Ziele führen, ob sie überhaupt notwendig sind. Und das mag man billig bezweifeln. Unzweifelhaft aber ist es, daß alle jene Vorschläge zu den größten und für die evangelische Kirche gefahrvollsten Umwälzungen führen würden. Da gilt es doch, zuvörderst ernstlich zu prüfen, ob die vorhandnen Mittel nicht zur Besserung ausreichen, ob alle berufnen Faktoren ihre Schuldigkeit thun, ob nicht geringere Reformen sachgemäßer und sicherer sind.

In diesem Sinne soll hier die gegenwärtige Methode des theologischen Studiums und besonders der sogenannten praktischen Theologie geprüft werden. Dabei muß manches Richtige, was hier und da bereits gesagt oder geschrieben ist, wiederholt werden. Auch scheinbar Selbstverständliches wird zur Sprache kommen. Das bedarf hier keiner Entschuldigung. Denn das Elementare wird oft am leichtesten vergessen und außer acht gelassen, und in neuer Zusammenstellung erscheint auch das Alte neu. Zudem werden hoffentlich auch wenigstens einige neue Gesichtspunkte hervortreten. Allerdings kommt es mir nicht auf eine wissenschaftliche Untersuchung oder auf eine akademische Erörterung an. Deshalb ist auch jeder direkte Hinweis auf die verdienstlichen und großen Werke über praktische Theologie und jede besondre Auseinandersetzung mit irgend einem „System“ vermieden. Nicht von den Lehrbüchern, an denen vielleicht auch manches noch auszu=

setzen wäre, sondern von der gegenwärtigen praktischen Behandlung der Theologie soll die Rede sein. Dabei berufe ich mich auf jeden, der auf ein eignes theologisches Studium zurückblicken kann, und besonders auf diejenigen, welche mit unsern akademischen Zuständen vertraut sind und unsre Studenten und Kandidaten, unsre theologischen Dozenten, unsre Geistlichen wirklich kennen. Ich hoffe, daß ich die Verhältnisse richtig geschildert habe, zwar mit der nötigen Schonung, aber ohne falsche Rücksichten, ohne Übertreibung, aber auch ohne Heimlichkeit und Hehl. Mag nun jeder die Wahrheit der Desiderien, die Haltbarkeit der Vorschläge prüfen. Wenn es gelingt, die Aufmerksamkeit auf diese Fragen zu konzentrieren und Wachsamkeit und Willen auf diesem Gebiete rege zu machen, so ist der Zweck dieser Zeilen erreicht.

Mit Freuden würde ich es begrüßt haben, wenn ein andrer sich dieser Sache angenommen hätte. Ich habe lange darauf gewartet und gehofft. Aber nur verhältnismäßig wenige beobachten mit zweckbewußter Teilnahme und unter umfassenden Gesichtspunkten das Verhältnis zwischen dem akademischen Studium und dem praktischen Amt. Und aus leichtbegreiflichen Rücksichten wagen nicht alle, welche hierbei Mißstände entdecken, dieselben öffentlich zur Sprache zu bringen. Allein endlich muß einmal davon gesprochen werden, die Sache fordert's. Mit der Veröffentlichung dieser Zeilen füge ich mich dem dringenden Wunsche der Freunde. Eine große Summe von Erfahrungen, Verbindungen, Erkundigungen und Beobachtungen berechtigen mich vielleicht zu diesem Schritte. Aber ich thue ihn notgedrungen, um der Sache willen. Ich habe das Pfarramt lieb und halte seine Aufgaben für die heiligsten und höchsten. Aber auch die akademischen Verhältnisse glaube ich einigermaßen zu kennen. Die ernsten, praktischen Fragen des geistlichen Amts scheinen mir wichtiger und schwieriger als die Probleme der wissenschaftlichen Theologie. Aber doch hoffe ich auch der Wissenschaft nicht fern zu stehen, und besonders gern habe ich die Entwickelung junger Theologen beobachtet und mich von Herzen gefreut, wenn sie, ihres Zieles bewußt, mit frischer und freier Begeisterung der Wissenschaft sich widmen, in der Gewißheit, daß unbefangne Arbeit und echte wissenschaftliche Bildung die Kraft und Wirksamkeit des Evangeliums nicht

beeinträchtigen. Freilich, das Evangelium muß in ihnen lebendig bleiben und lebendig werden; es muß allewege das Erste und das Letzte und das Leitende sein.

Diese Blätter wollen also der Kirche dienen und dem theologischen Studium zugleich. Trotzdem erscheinen sie anonym. Ich würde meinen Namen nennen, wenn ich dies für meine Pflicht halten müßte, oder wenn ich damit die Sache selbst fördern könnte. Allein vorläufig scheint mir die Anonymität geboten. Die Richtigkeit der besprochnen Thatsachen, die Triftigkeit der vorgebrachten Gründe, die Brauchbarkeit der gemachten Vorschläge mögen für sich selbst sprechen. Der Name des Autors würde zu leicht ihr Gewicht stärken oder abschwächen, vielleicht auch manche bewegen, die angeregte Sache als Parteifrage zu behandeln. Das aber soll vermieden werden. Hoffentlich wird man es meiner Darstellung anmerken, daß sie ohne Rücksicht auf die bestehenden kirchlichen Parteien und ohne Furcht vor ihnen abgefaßt ist, nicht minder aber auch dies, daß es nicht meine Absicht ist, zu verletzen oder zu verdächtigen. Auch der Widerspruch und die Kritik sollen nur den Frieden suchen. Ich will nicht niederreißen, sondern bauen. So urteile man rein sachlich. Mein Name thut nichts zur Sache.

Meine Absicht ist es nicht, an erprobten Institutionen zu rütteln oder das Verdienst bewährter Männer zu verkleinern. Aber zuweilen entdeckt der ferner Stehende Mängel, die dem Fachmann gerade wegen seiner regelmäßigen und intensiven Versenkung in seinen speziellen Stoff nicht auffallen. Da wird der Fachmann die Geduld haben müssen, zu hören und zu prüfen. Denn nicht das Recht, sondern höchstens das Gewicht einer Kritik hängt von der persönlichen Leistungsfähigkeit des Kritikers ab. Das Recht der Kritik ist gegeben, wenn thatsächlich verborgene Schäden vorhanden sind, deren Beseitigung zunächst erfordert, daß sie allgemein erkannt werden, und wenn positive Vorschläge zeigen, daß man nicht tadeln, sondern bessern will. Ich füge hinzu, daß mir ursprünglich nichts ferner lag als eine Schilderung und Beurteilung der gegenwärtigen kirchlichen Verhältnisse. Erst allmählich ward mir klar, daß die Berechtigung, Notwendigkeit und Bedeutung der zu erörternden, positiven Vorschläge nur auf Grund

einer Skizze und Kritik der kirchlichen Gegenwart einleuchtend sein würde.

Ich wage zu hoffen, daß diese Schrift früher oder später auch auf dem akademischen Boden wenigstens etwas Frucht bringen wird. Ich weiß, daß viele Theologen den meisten meiner Beobachtungen ein gewisses Recht nicht absprechen, daß manche völlig mit mir übereinstimmen. Freilich auch auf Widerspruch bin ich gefaßt, auf Anfeindung und Verurteilung. Es würde mich schmerzen, wenn die Lauterkeit meiner Absicht in Zweifel gezogen oder verkannt würde. Aber auch das werde ich willig tragen, wenn durch diese Zeilen nur etwas unsrer gemeinsamen Sache, dem Evangelium, gedient wird.

Inhalt.



1. Pfarramt und Pfarrer.

Die Absolvierung des theologischen Studiums ist in der evangelischen Kirche die notwendige und rechtlich gültige Bedingung für die Übernahme eines geistlichen Amtes. Für die Erfordernisse dieses Amtes soll es hinreichend vorbereiten. Der Existenz des Amtes allein verdankt das theologische Studium seinen Ursprung; seine Geschichte ist an die Entwickelung des Amtes gebunden, und allein das kirchliche Amt ist sein Ziel. Deshalb hängt der Wert des theologischen Studiums lediglich davon ab, ob es die für die Ausübung des Amtes notwendige Ausrüstung vermittelt, und inwieweit und in welcher Weise dieses Ziel erreicht wird. Die Art des Studiums hat also ihren Maßstab an den Aufgaben des kirchlichen Amtes.

Das kirchliche Amt aber hat nur eine Aufgabe: das Wort Gottes zu verkündigen, das Evangelium, die frohe Botschaft vom gottgeschenkten Heil in Christo Jesu, einzupflanzen und zu pflegen in den Herzen, in den Gemeinden, im Volk. Dieser Aufgabe kann aber nur derjenige recht und kräftig genügen, dem das Wort von Christo selber ein Evangelium ist. Wohl werden deshalb auch andre, rechtliche und sittliche Forderungen an den Amtsträger gestellt: ordnungsmäßige Berufung, würdiger Wandel, ausreichende wissenschaftliche Bildung sind erforderlich. Aber die Hauptsache ist, ob uns das Evangelium selbst eine frohe Botschaft ist, ob uns persönlich daran liegt, diese frohe Botschaft auch andern zu verkündigen, ob wir fest darauf vertrauen, daß darin das Heilmittel für alle Schäden dieser Zeit und unser aller ewiges Heil gegeben ist, und ob wir dies Vertrauen wecken, ausbreiten, stärken wollen in dem uns angewiesenen Wirkungskreise. Darum muß das theologische Studium, soll es anders seinen Zweck erfüllen, vor allem diese Gewißheit, diese Bereitschaft, diesen Ent-

schluß und diese Kraft in uns ausbilden und entwickeln. Vernichtet oder hemmt das Studium diese Hauptsache, so ist es verderblich. Ist es jenem Ziel gegenüber gleichgültig, so ist es nutzlos. Behält es jene Aufgabe nicht gleichmäßig im Auge, so ist es reformbedürftig. Ob wir aber jenes Hauptstück des geistlichen Amtes besitzen, daraufhin haben wir uns in unserm Gewissen allein zu prüfen und unserm Gott allein darüber Rechenschaft abzulegen.

Die Aufgabe des Amtes ist im letzten Grunde eine einheitliche. Aber in der Praxis zerteilt und gliedert sie sich in eine große Fülle einzelner Aufgaben und Bethätigungen, welche schwerlich jemals durch irgend ein theoretisches Schema völlig erschöpft oder nach festen Kategorien endgültig festgestellt werden können. Weil das Pfarramt dem praktischen Leben angehört und auf das buntgestaltete, wechselnde Treiben der Menschen einwirken soll, wird die konkrete Gestaltung des Amtes eine individuelle, mannigfach verschiedene und wechselnde, eine stets in lebendigem Fluß befindliche sein müssen. Alte Aufgaben werden schwinden oder sich verändern, neue hinzutreten: die Bedürfnisse der Zeit und die näheren Umstände werden wie dem Leben, so dem Pfarramt einen nach Umfang und Art sehr verschiedenen Gehalt verleihen oder wenigstens bald der einen, bald der andern Seite des Amtes eine hervorragende Bedeutung und Kraft beilegen. So erhält die eine Aufgabe des Pfarramtes eine unerschöpfliche Vielseitigkeit, eine erstaunliche Gestaltungsfähigkeit, ein je nach den Umständen sich veränderndes Gebiet und Gepräge. Wird diese Sachlage von den Laien meist nicht erkannt und gewürdigt, so wird sie von den theologischen Professoren oft vergessen und außer acht gelassen, leider allerdings auch von Pfarrern zuweilen nicht recht erfaßt. Gar zu leicht bildet man sich ein, daß Aufgabe und Thätigkeit des Amtes sich beschränke auf dasjenige, was als öffentliche, kirchliche Einwirkung auf die Gemeinde hervortritt: auf Predigt, Sakramentsverwaltung, Liturgie, Kirchenkatechesen, Konfirmandenunterricht, Kasualien und Seelsorge. Schon dies fordert in der That eine mannigfaltige und oft körperlich und geistig aufreibende Thätigkeit, zumal in den kirchlichen Festzeiten, in großen Gemeinden oder bei verwahrlosten Gemeindeverhältnissen. Jede einzelne dieser Bethätigungen setzt besondre Bildung und

besondre Kraft voraus. Wie reich und umfassend ist allein das Gebiet der Seelsorge! Wie notwendig und doch wie schwer ist es, daß der Pfarrer bei den Kasualien, bei Taufen und Trauungen, Beichten, Beerdigungen und Sühneversuchen das Evangelium in rechter Weise den Beteiligten ans Herz lege! Weiter ist der Pfarrer kirchlicher Verwaltungsbeamter. Er muß organisatorische Talente und eine gewisse Rechtskenntnis besitzen, besonders aber mit dem Kirchenrecht seiner Kirche vertraut sein. Seine kirchlichen Vorgesetzten fordern von ihm Listen, Berichte, statistische Nachrichten über die verschiedenartigsten Angelegenheiten, und immer zahlreicher werden die Zeugnisse und Briefe, die er schreiben, die Sitzungen und Konferenzen, denen er beiwohnen soll. Zu den Sitzungen des Kirchenvorstandes, die er leitet, kommt in ihrer modernen Fülle die lange Reihe der verschiedenen Vereine, welchen der Pfarrer um seines Amtes willen nicht fern bleiben kann. Zu der Schule steht er, sei es als Lokalschulinspektor, sei es durch kirchliche Katechese und Konfirmandenunterricht in einem besonders nahen Verhältnis, aus welchem ebenfalls allerhand Anforderungen erwachsen. Die Armenpflege und Liebesthätigkeit innerhalb und außerhalb der Gemeinde suchen im Pfarrer ihr hervorragendes Organ und ihren Vermittler. Das Interesse für die Mission und für die großen gemeinsamen Angelegenheiten der Kirche soll durch ihn geweckt, genährt, getragen werden. Er soll die Leidtragenden trösten, aber auch an der Freude seiner Gemeinde lebhaften Anteil nehmen. Er soll gegen Laster und Unsitten im Volksleben kämpfen und ein Hüter der Sitte, der Bildung, der geistigen Wohlfahrt, der Frömmigkeit sein. Die Herzen der Kinder soll er gewinnen, seine Konfirmanden zur klaren Erkenntnis des christlichen Glaubens und zum freudigen Bekenntnis bereiten und mit den Konfirmierten in reger geistiger Verbindung bleiben. Auf das Familienleben soll er heilsamen Einfluß ausüben, aber auch den Ehelosen in der rechten Weise nahe treten. Er soll den Rüstigen in das rastlose Arbeits- und Alltagsleben Erbauung und Sonntagsfrieden bringen und die Siechen und Alten Ergebung und Hoffnung lehren. Er soll für alle Stände und alle Berufsarten einen weiten, sichern Blick und ein offnes Herz haben; denn sein Amt ist für alle. Er soll in

den sozialen Verhältnissen seiner Gemeinde und seines Landes und in den sozialen Fragen unsrer Tage bewandert sein, nicht so, daß er selbst irgendwie als Vertreter oder Prediger sozialer Theorien auftreten müßte, aber so, daß er sicher weiß und offen ausspricht, welche sittliche Forderungen der christliche Glaube hinsichtlich unsrer sozialen Verhältnisse an den Einzelnen und an die verschiedenen Stände richtet. Er ist der Vertrauensmann seiner Gemeindeglieder und soll ihnen dienen, nicht allein für ihren himmlischen Beruf, sondern, soweit es möglich und notwendig ist, auch in irdischen Dingen, mit Rat und That. Er soll seine Gemeinde ebenso vor Unkirchlichkeit wahren, wie vor dem Eindringen des Sektenwesens. Er soll weitherzig und milde und geduldig und verträglich sein und zugleich, wenn es not thut, mit Energie den Gegnern des Evangeliums entgegentreten. Er soll bereit sein zu Bitte und Gebet, wie zu Mahnung und Streit. Er soll auf die geistige Nahrung der ihm anvertrauten Christen achten und gute, bildende und erbauende Bücher und Zeitschriften ausbreiten helfen. Er soll fähig sein, unter Umständen durch besondre Vorträge über wichtige Fragen des Volkslebens und der christlichen Frömmigkeit rechte Klarheit zu schaffen oder als christlicher Volksschriftsteller einzugreifen. Und wiederum muß er unter andern Umständen um seines Amtes willen sich zurückhalten, schweigen und leiden. Er soll mit den Gebildeten als einer der Ihren verkehren und doch auch für die Ungebildeten Verständnis haben und ihr Vertrauen besitzen. Er soll sich selbst wissenschaftlich weiterbilden und doch in keinem Punkt die Praxis vernachlässigen und versäumen. Denn man erwartet von ihm nicht bloß persönliche Frömmigkeit und reiche Erfahrung, sondern auch wissenschaftliches Interesse und praktische Durchbildung. Man achtet auf sein Verhalten bei jedem Schritt und legt an sein Leben vor allem den Maßstab seiner eignen Predigt. Seine Fehler wiegen doppelt schwer; seine Pflichterfüllung erscheint als selbstverständlich. Verschwiegenheit, Vertrauen, Treue, Thatkraft, Liebe, Geduld — es gibt keine Tugend, die man im Pfarramt nicht in besondrer Weise brauchte. Eine der größten Schwierigkeiten aber besteht darin, daß nicht von vornherein entschieden ist, welche jener mannigfachen Aufgaben jedesmal die notwendigste

und hauptsächlichste ist. In dem einen Fall wird es die Predigt, in dem andern die Seelsorge, in einem dritten etwas andres sein; und die Zeit und Kraft, welche auf die eine Aufgabe verwandt wird, ist damit zum Teil wenigstens allen andern Aufgaben entzogen. Da gilt es, wohl aufachten mit praktischem Sinn und sittlichem Takt, was nach Zeit und Ort und Umständen das Notwendigste und das Heilsamste ist, und nach der gewonnenen Erkenntnis sicher handeln. Kurz, der Pfarrer muß ein Christ sein und doch auch in allen weltlichen Verhältnissen ein erfahrener Mann.

Vergegenwärtigt man sich das alles, so drängt sich von selbst die Frage auf: Wie ist das alles möglich? Wie kann ein einziger Mann diese Fülle der Aufgaben auf sich nehmen? — In der That, es ist eine schwere Last. Es wäre unmöglich, sie zu tragen, wenn das Evangelium ein Gesetz wäre oder eine blasse Theorie, eine Summe einzelner Wahrheiten, eine Dogmatik oder eine Philosophie. Nun aber ist das Evangelium eine wirksame, lebendige Macht, nicht zusammengestückt, sondern einheitlich, nicht fremd unserm Menschenleben, sondern ihm zugeneigt und mit ihm verbunden, ein Keim des ewigen Lebens, der, wo er wirklich vorhanden ist, aus den geringsten Anfängen sich entwickeln und alles umspannen und durchdringen kann mit seiner Kraft. So ist zwar das Leben im Pfarramt heutzutage nicht mehr ein verlockendes Idyll. Aber mitten im bunten Treiben der Welt hat es doch, wo es recht verwaltet wird, seine stille, verborgene, beseligende Herrlichkeit, — die Herrlichkeit des Dienstes am Evangelium.

Ein Vergleich der thatsächlichen gegenwärtigen Verhältnisse mit diesem Ideal kann nun natürlich nur zu unsichern und allgemeinen Ergebnissen führen. Sind die Aufgaben des Amtes so zahlreich und vielseitig und wechselnd, so ist es für einen Einzelnen unmöglich, die Amtsführung aller oder auch nur vieler evangelischer Pfarrer genau zu beobachten, und Herzenskündiger ist nur Gott der Herr. Ein sicheres und maßgebendes Urteil wird sich deshalb überhaupt nicht fällen lassen. Trotzdem ist es vielleicht demjenigen, welcher manches evangelische Pfarrhaus in den verschiedensten Teilen unsers Vaterlandes kennt, gestattet,

seine Ansicht auszusprechen — nicht als ein maßgebendes Urteil, sondern als den Inhalt der lebhaften Eindrücke, die er selbst und mit ihm andre von der augenblicklichen Sachlage empfangen haben. Die sogenannte öffentliche Meinung, die sich in Zeitungen und großen öffentlichen Volksversammlungen Ausdruck gibt, ist ohne Einfluß darauf gewesen. Wohl aber wurde auf Freundeswort und auf die Weisung von Sachverständigen gehört und auf die Volksstimme, die man in stillem Zwiegespräch mit einfachen, tüchtigen Männern aus dem Volk oder sonst zufällig und unbemerkt belauschen kann.

Mit Freude und Genugthuung wird man zuerst behaupten dürfen, daß unser heutiger evangelischer Pfarrerstand im ganzen ein tüchtiger und würdiger ist — vielleicht in mancher Hinsicht tüchtiger, jedenfalls schwerlich weniger achtenswert als in früheren Zeiten. Wer viel in evangelischen Pfarrhäusern verkehrt hat, der weiß, daß in den meisten ein Hauch des Friedens weht und der Geist frommer, guter Sitte waltet, viele Arbeit und viel Gebet, viele Geduld und viele rechte Freude. Wird die Arbeit nicht überall mit sichtbarem Erfolg gelohnt, so wird sie doch still und gewissenhaft gethan: man säet auf Hoffnung. Von dem schönen und reichen Familienleben in den meisten Pfarrhäusern zu reden, ist hier nicht der Ort. Wir fragen nach dem Beruf des Pfarrers und nach seiner Berufsthätigkeit. Und Gott sei Dank! es gibt noch manche Gemeinde, in welcher der Pfarrer wirklich als Hirte wirkt und geliebt wird, noch manchen Ort, wo er als der Hüter rechter Bildung oder als der einigende Mittelpunkt der verschiedenen Stände und Berufsklassen dasteht und als durchgebildeter Charakter den übrigen ein leuchtendes Vorbild ist. Das muß man anerkennen, auch wenn man darüber trauert, daß infolge unsers modernen Parteitreibens, vielleicht auch infolge unsers Studienbetriebes und einiger Mißstände in unsern kirchlichen Ordnungen, die Zahl solcher hervorragender Charaktere nicht so groß ist, wie sie sein könnte. Es gibt heutzutage wirklich eine Fülle echter, christlicher Persönlichkeiten im Pfarramt, gewiß sehr verschiedenartig und auch nicht ohne Fehler und Schwächen, aber doch Männer, die das Herz auf dem rechten Flecke und im Herzen das Evangelium tragen.

Ihren zahlreichen Aufgaben suchen sie in Treue nach Kräften nachzukommen. Ernst und gründlich ist ihre Vorbereitung zur Predigt. Man mag darüber zweifelhaft sein, ob die traditionelle Form der Predigt, welche die christliche Kirche doch erst um das Jahr 200 von den heidnischen Rhetoren und Philosophen gelernt und übernommen hat, wirklich noch die zweckmäßige und die für alle Zeiten gültige Form der christlichen Verkündigung ist. Auch darüber kann man sich Gedanken machen, ob die großen, meist für den römischen Kultus ursprünglich erbauten Kirchengebäude mit ihren Einrichtungen wirklich den Bedürfnissen der evangelischen Kirche entsprechen und nicht vielmehr, weil sie die Wirksamkeit des Wortes hemmen, durch kleinere Predigtkirchen zu ersetzen sind. Endlich mag man danach fragen, ob nicht die Zahl der Predigtgottesdienste für die Kräfte des Predigers zu groß und ob sie für die Bedürfnisse der Gemeinden, die doch auch durch den Religionsunterricht auf der Schule und durch eine mächtige Erbauungslitteratur gestillt werden, von der früheren Bedeutung ist — steht es doch fest, daß in einzelnen Gemeinden ein einzelner Pfarrer zur Weihnachtszeit innerhalb 14 Tagen 13 ordentliche Predigten halten muß! Das aber wird man trotz alledem sagen müssen, daß durchschnittlich die Predigtarbeit heutzutage besser und gründlicher von den Geistlichen verrichtet wird als je zuvor. Auch die Liturgie wird heute von den meisten Pfarrern würdig und feierlich gehalten — nur zuweilen wohl mit etwas zuviel Reflexion und Kunst. An den Arbeiten der Gegenwart für eine Erneuerung und Belebung der evangelischen Gottesdienstordnung beteiligt sich die Mehrzahl mit Eifer. Der Konfirmandenunterricht ist den meisten Geistlichen Anlaß zu sehr ernster und dauernder Arbeit, die freilich da, wo die Konfirmandenzahl in die Hunderte steigt, bei dem besten Willen gleichmäßige und nachhaltige Erfolge doch kaum erzielen kann. Für die Kirchenkatechesen ist die Ausbreitung der sogenannten Sonntagsschulen oder Kindergottesdienste ein neuer Sporn und vielfach ein Anlaß zur Belebung und Erneuerung geworden. Die Kasualien wirken, wo sie nicht wegen der unerhörten Größe der Gemeinden gleichsam fabrikmäßig vollzogen werden, oft auf das Familienleben und auf das Verhalten der Einzelnen in der Gemeinde heilsam und

erwecklich ein. Die Seelsorge mag von manchen vernachlässigt, von andern ungeschickt oder taktlos betrieben werden; von vielen wird sie mit Ernst und Liebe emsig ausgeübt zum Segen der Gemeinde. Doch entzieht sich naturgemäß auf diesem Gebiete das Beste und Heiligste der öffentlichen Kenntnis. Der himmlische Vater, der ins Verborgene siehet, segnet es zwiefach. Daß die Pfarrer in der Verwaltung und in den rechtlichen Obliegenheiten ihre Pflicht nicht versäumen, dafür sorgen schon die kirchlichen Vorgesetzten. Für das Schulwesen sind die Geistlichen im allgemeinen genügend vorgebildet und von warmem Interesse beseelt. Im organisatorischen Handeln und in der Korrespondenz entwickeln einzelne eine geradezu bewunderungswürdige Thätigkeit. Missionsgeschichte und Missionskunde wird von vielen ernstlich in Angriff genommen und zur Förderung des Gemeindelebens und zur Ausbreitung christlichen Glaubens daheim und in der Ferne verwendet. Auch gibt es eine ganze Anzahl von Pfarrern, die mit Recht auf dem Gebiete der Wissenschaft weithin Ruf und Ansehn haben. Von der Thätigkeit der Geistlichen bei der Armenpflege, von ihren Verdiensten um die öffentliche und private Liebesthätigkeit, von ihren Bemühungen um die konfirmierte Jugend, von ihrer Wirksamkeit in den untern Volksschichten, von ihrer Beschäftigung mit der sozialen Frage, von ihrer Mitarbeit bei Volksbibliotheken, Sonntagsblättern, Volks- und Jugendschriften, von ihrem Kampf gegen Entkirchlichung, Unzucht, Trunksucht, Verwahrlosung, von ihrem Eintreten für die Gefallenen, Verkommenen — von alledem will ich nicht weiter reden. Man mag mit Recht behaupten, daß von dem Pfarramt in allen diesen zuletzt aufgezählten Punkten noch lange nicht genug geschehe, und fordern, daß alle Pfarrer in noch gründlicherer und umfassenderer Weise sich dieser Verhältnisse annehmen sollen. Aber daß gerade von den Pfarrern schon viel hierbei geleistet ist, läßt sich nicht leugnen. Zu bedauern ist nur die weitverbreitete und durch allerhand unklare Vorträge und schiefe Resolutionen bestärkte Vorstellung, als ob jenes ganze Gebiet, welches man mit dem Namen der „inneren Mission“ bezeichnet, neben, d. h. außerhalb der Kirche stände. Durch eigentümliche geschichtliche Entwickelungen ist man freilich zunächst verleitet worden, die innere Mission in

einen gewissen logischen Gegensatz zu dem sehr engherzig aufgefaßten kirchlichen Amt zu stellen. Aber das Amt ist nicht die Kirche. Was man „innere Mission“ nennt, ist nichts andres, als eine ganze Reihe der in der christlichen Kirche zu jeder Zeit wirksamen und zu jeder Zeit notwendigen Ämter, Gaben und Kräfte, welche über dem einseitig aufgefaßten „Amt des Worts“ nur zu lange vergessen und vernachlässigt waren. Die innere Mission steht und wirkt nicht neben der Kirche. Sie ist selbst eine Thätigkeit der Kirche. Auch mit dem Amt des Worts kann und soll sie sich verbinden. Und wenn wir zurückblicken auf diejenigen welche in den letzten Jahrzehnten auf dem Gebiete der inneren Mission gearbeitet, geredet, geschrieben, gelitten, gehandelt haben, so sind die meisten von ihnen Pfarrer. Mögen sie dabei bleiben und immer mehr hinzutreten, aber vor allem dahin wirken, daß auch die andern vollberechtigten und gleichberechtigten Glieder der Kirche, die Laien, die mannigfachen Ämter, Gaben und Kräfte in sich wecken und ausbilden und verwalten, die der ganzen Christenheit in dem einen Geiste verheißen und gewißlich beschert sind!

Fassen wir alles zusammen, so dürfen wir unser obiges Urteil wiederholen: wir besitzen im allgemeinen einen arbeitsfähigen und thatbereiten, einen tüchtigen und würdigen Pfarrerstand, der seinen hohen und mannigfachen Aufgaben nachzukommen strebt, wohl in mancherlei Schwachheit, aber in Ernst und Eifer und Treue. Ich bemerke aber ausdrücklich, daß dieses Urteil, Gott sei Dank, ohne Unterschied der verschiedenen theologischen und kirchlichen Parteien und Richtungen gilt. Es gibt bei allen solche, die wirklich das Evangelium im Herzen tragen und nichts wollen als dem Herrn dienen und seinem Reich. Und deren ist auf allen Seiten — Gott gebe es, daß unser menschliches Urteil und unsre Hoffnung nur hierin nicht trüge! — eine große Zahl. Das ist die Hauptsache. Der Herr kennt die seinen.

Allein trotz alledem macht der geistliche Stand heutzutage nicht den Eindruck voller, frischer Lebenskraft und Gesundheit. Es liegt wie ein leiser, geheimer Druck auf ihm. Es künden sich Mängel an, welche nicht weiter um sich greifen dürfen, ohne tieferen Schaden anzurichten. Eine hastige, rastlose Vielgeschäf-

tigkeit, ein Tasten und Experimentieren macht sich anderseits geltend, welches etwas Krankhaftes an sich trägt. Auch tüchtige und erfahrene Pfarrer stellen sich zuweilen, als hätten sie kein rechtes Zutrauen zu ihrer Sache und keine Aussichten für die Zukunft, und die besten arbeiten oft nur unter Seufzen. Es fragt sich daher, ob nicht doch der Stand an irgendwelchen Schäden krankt, die seine Lebenskraft hemmen oder verzehren und ihm ein zuversichtliches Handeln schwierig machen. Welches sind diese Schäden? Und woher entspringen sie?

Selbstverständlich erkennen wir der in gewissen Kreisen so beliebten Anklage, daß der geistliche Stand eine ganze Menge von Heuchlern berge, eine Berechtigung nicht zu. Es mögen unter den evangelischen Pfarrern einzelne, sehr wenige, sein, welche den Vorwurf der Heuchelei wirklich verdienen; gegenüber der großen Mehrzahl, gegenüber dem ganzen Stande ist eine derartige Anklage im höchsten Maße ungerecht und thöricht. Es ist nicht zu leugnen, daß manche Jünglinge nach dem Willen ihrer Eltern oder nach ihrer eignen unreifen Entscheidung sich der Theologie als einem Brotstudium zuwenden, und die modernen Versuche, dem Theologenmangel abzuhelfen, leisten dem wahrscheinlich starken Vorschub. Allein es ist doch zu hoffen, daß viele jener Jünglinge, sei es im Laufe des Studiums, sei es später, zu einer bessern Erkenntnis und einer richtigeren Würdigung des geistlichen Amtes gelangen und bessere Pfarrer werden, als ihre ersten Motive es hoffen ließen. Auch das läßt sich leider nicht verhehlen, daß wirklich eine Reihe von Pfarrern ihren Beruf in erster Linie als die Quelle ihres Lebensunterhaltes ansehen und den Tag herbeisehnen, wo sie, wenn auch noch rüstig, mit ausreichender Pension in den bequemen Ruhestand treten können. Das ist in der That eine sehr niedrige und unwürdige, zudem eine sehr gefährliche Auffassung ihres Berufs. Aber Heuchelei in eigentlichem Sinne braucht nicht notwendig damit verbunden zu sein. Endlich soll auch zugestanden werden, daß manche Pfarrer an intellektueller wie an sittlicher Bildung sehr zu wünschen übrig lassen, wenn auch die Gefahr des Verbauerns nicht mehr so groß ist wie vorzeiten. Aber man sei gerecht und sehe ein, daß auch andre Stände und Berufsklassen un-

würdige und unfähige Mitglieder zu den Ihren zählen, ohne sich ihrer auf eine leichte und unanstößige Weise entledigen zu können: nur ist die Differenz zwischen den Aufgaben und den Leistungen unter solchen Umständen beim Pfarrerstande am auffallendsten und peinlichsten. Aber alle solche Vorwürfe treffen nur einzelne. Selbst das Urteil, welches vielleicht noch am meisten begründet ist, daß die Geistlichen sich leicht in unangemessener Weise in die Politik mischen und unpassende Wahlagitationen und dergleichen sich zu schulden kommen lassen, ist eine falsche Verallgemeinerung und trifft glücklicherweise nur bei einem geringen Bruchteil zu.

Der Schaden, der mehr oder weniger den ganzen Stand zur Zeit daniederdrückt, ist anderswo zu suchen. Seine Symptome sind mannigfache.

Gleich bei der Predigt drängen sich uns eine Reihe peinlicher Bemerkungen auf, wenigstens bei der gewöhnlichen Durchschnittspredigt. Die „Effektprediger“ und sogenannten berühmten „Kanzelredner“ übergehe ich; sie bilden eine Klasse für sich. Auch von den wirklich praktischen und volkstümlichen Pfarrern, die schlicht und recht nach ihren Gaben und Aufgaben das Wort Gottes verkündigen und, von Herzen redend, das Herz zu treffen wissen, sehe ich hier ab; sie sind glücklicherweise noch immer zahlreich. Von der Mehrzahl der modernen Predigten aber wird man offen zugestehen müssen, daß sie, so gut sie gemeint und so fleißig sie gearbeitet sind, doch von geringer Kraft und geringer Wirkung sind. Sie folgen einem sehr bekannten Schematismus, bewegen sich gar zu leicht in ausgefahrnen Geleisen, wiederholen dieselbe Gedankenreihe mit ähnlichen Worten für und für, sind hier und da mit Bibelstellen und Gesangversen gewürzt und werden nicht ohne Gewandtheit und Übung vorgetragen. Aber schließlich ist der Zuhörer ebenso froh wie der Prediger, wenn der Schluß kommt und beide bis zum nächsten Sonntage von derartigen Leistungen dispensiert. Die Gefahr unendlich vieler Predigten ist — offen sei es gesagt — die Langeweile, die schleichende, aber deshalb um so gefährlichere Feindin aller Redner. Kann aber diese nach der Predigt zu Worte kommen, so wandelt sie sich vielfach in Kritik um; und hat der Zuhörer dem Prediger nicht widersprechen können, solange dieser predigte, so kann nun der Prediger

sich vor der Kritik weder schützen noch verteidigen. Und die Kritik ist eine scharfe; denn der Geschmack und das Urteil und die Ansprüche des „Publikums" sind im Laufe der letzten Jahrzehnte bedeutend fortgeschritten; die Kräfte des einzelnen Predigers aber und die Zeit, die er zur Verfügung hat, haben sich nicht entsprechend gemehrt. Gleichwohl ist die Langeweile und die Kritik in vielen Punkten berechtigt. Die meisten Predigten sind sozusagen Damenpredigten, sanft einherschreitend, salbungsvoll, zuweilen mit etwas sentimentalem Anstrich und auf das sogenannte „Gemüt" berechnet, aber mit wenig Geist und Frische, wenig kraftvoll und mannhaft, den Blick nicht erweiternd, den Willen nicht stählend, — zum „Zorn der freien Rede" sich nur dort erhebend, wo man in billiger Polemik gegen Andersgläubige Zeugnis ablegen kann, unwidersprochen und oft unverstanden. Man sucht geistreich zu sein und kommt zu Trivialitäten. Man glaubt, Gottes Wort dann am besten zu predigen, wenn man sich in Wortlaut und Stil und einzelnen Sätzen möglichst an die heilige Schrift anlehnt und nach Art der Kirchenväter allerhand Feinheiten, Allegorien und sinnreiche Typen in der heiligen Schrift aufdeckt. Um das Evangelium lauter und rein zu verkündigen, flicht man hier und da einzelne korrekte dogmatische Formeln ein. Man redet christlich vor der Gemeinde, aber nicht zu der Gemeinde und mit der Gemeinde. Zu einem lebendigen Gedankenaustausch, zu einem wirklichen geistigen Verkehr zwischen Prediger und Gemeinde kommt es während der Predigt und durch die Predigt nicht oft. Das Alltagsleben, die wirklichen menschlichen Zustände, das moderne Treiben, die Bedürfnisse und Schäden der einzelnen Seelen und Gemeinden — alles das erscheint nicht würdig und geweiht genug, um im Gotteshause ohne weiteres zur Sprache zu kommen, und nicht wichtig genug, um gründlich in der Gemeinde verhandelt zu werden im Geiste des Vertrauens und der Liebe. Man zieht es vor, fromme Allgemeinheiten zu sagen und zu hören; das stört nicht und regt nicht auf und verletzt nicht die Würde des Orts und der kirchlichen Handlung. So wird immer mehr die Sitte zur Gewohnheit und die Ordnung zur Form, und die Herzen bleiben kalt und matt. Es klingt wie ein Lied aus ferner, ferner Zeit: „Wie lieblich sind deine Wohnungen, Herr Zebaoth,

meine Seele verlanget und sehnet sich nach den Vorhöfen des Herrn!" Viele Laien wissen nicht mehr, was kirchliche Erbauung ist; sie verstehen darunter eine Art sentimentaler Rührung, die man auch durch ästhetische Mittel hervorbringen kann. Andre wagen überhaupt nicht mehr, selbst zu entscheiden, wo sie sich erbaut haben, sondern warten erst ein Urteil von kompetenter Stelle darüber ab, wo sie sich erbauen dürfen. Und wie oft tönt trotz alles Predigens mitten aus dem Volksleben die unterdrückte, aber verständliche Sehnsucht hervor: „Meine Seele dürstet nach Gott, nach dem lebendigen Gott!" Allen diesen Mißverhältnissen gegenüber wollen wir uns nicht verhehlen, daß eine wirksame Predigt in der überlieferten Form und bei den üblichen Ansprüchen ganz außerordentlich schwer ist. Jede Predigt soll gewissermaßen ein rednerisches Kunstwerk sein, das Mühe und Vorbereitung erfordert, und doch auch zugleich eine Gelegenheitsrede, unmittelbar für den Augenblick passend. Sie soll einen lebendigen Verkehr mit den Zuhörern vermitteln und erhalten; und diese sind in vielen Fällen ein zufällig zusammengekommenes, buntes Publikum. Sie soll Ewiges, Himmlisches bieten und doch an das Irdische, Gewöhnliche, Alltägliche anknüpfen. Sie soll die wirklichen Verhältnisse unter das Licht des Evangeliums stellen und doch nicht ungerecht verletzen oder aufregen. Dazu gehört viel Weisheit und Gewandtheit, viel Kühnheit und viel Takt. Dazu kommt, daß unser kirchliches Publikum nicht Geduld hat mit seinen Predigern, sondern Effekte verlangt oder bestimmte dogmatische Formeln, so daß mancher junge Prediger nach kurzem Versuche, sich einen eignen Weg zu bahnen, zu der üblichen Predigtweise zurückkehrt, als zu der bequemsten und dankbarsten. So opfert er für einen zweifelhaften Erfolg in der Gegenwart die ganze Zukunft hin, und um der Kirchengänger willen begibt er sich der Hoffnung, das der Kirche entwöhnte Volk wieder zur Predigt heranzulocken.

Auffallend ist besonders ein Vergleich des Predigtinhalts mit der von den Predigern seiner Zeit betriebenen Dogmatik. Die wenigsten wissen richtig die Dogmatik von Evangelium und Predigt zu unterscheiden, den Wert der dogmatischen Formeln zu erkennen und die Resultate der Dogmatik für die Predigt zu verwenden. Meinen doch die meisten, sie predigten das Evangelium

von der Rechtfertigung oder von der Gottheit Christi, wenn nur recht oft und genau die dogmatischen Formeln von der Rechtfertigung oder die Stichworte des Nicänums oder Athanasianums von der Kanzel ertönen! Sehr gewöhnlich ist ein doppelter Abweg. Entweder der Prediger verwendet dauernd seine dogmatischen Formeln in der Predigt und hält dann im besten Falle vor einem sehr gemischten Publikum einen wissenschaftlichen theologischen Vortrag von mehr oder minder zweifelhaftem Wert. Solche Prediger kommen am häufigsten von den Universitäten, wo die Dogmatik in „erbaulichem Tone“ vorgetragen wird, und von andern, wenn ihnen die theologische Weisheit gar zu sehr zu Kopfe gestiegen ist. Häufiger noch ist aber der andre Weg: man läßt möglichst bald Dogmatik Dogmatik sein, verbrämt höchstens die Rede hier und da mit dogmatischen Floskeln und wendet sich, ohne vorher den Text theologisch verarbeitet zu haben, der Nutzbarmachung desselben zu. Diese Methode kann zu Phrasentum und Salbadereien führen, aber auch, wenn gesunder Menschenverstand und wirkliche Frömmigkeit vorhanden ist, vorzügliche und volkstümliche Predigten hervorbringen. Ein normales Verhalten ist dies trotzdem nicht. Denn beide Wege sind in ihrer Einseitigkeit falsch. Diesem Zustande entspricht meist das Verhalten der Prediger zu der theologischen Wissenschaft überhaupt. Sehr viele halten die letztere für einen unnützen Ballast oder für ein Durchgangsstadium, welches ein notwendiges Übel sei. Viele halten sie für gefährlich und warnen vor der Forschung und der Kritik. Das Wort „Wissenschaft“ und „Kritik“ ist ihnen ein furchtbares Gespenst. Manche renommieren geradezu mit ihrer Gleichgültigkeit oder Feindschaft gegenüber der Wissenschaft. Die wissenschaftliche Fortbildung der Geistlichen, die so wünschenswert ist und so fruchtbar sein könnte, beschränkt sich in weiten Kreisen darauf, daß man regelmäßig die im Lesezirkel eintreffenden „Kirchenzeitungen“ mit ihrer zweifelhaften Wissenschaft „durcharbeitet“. Aber selbst die „Zeitschrift für kirchliche Wissenschaft und kirchliches Leben“ erschien jüngst einem pastoralen Lesezirkel allzu wissenschaftlich, so wissenschaftlich, daß man beschloß, sie fürder nicht mehr zu halten. Nun ist es zwar begreiflich und verzeihlich, wenn ein alter, 60jähriger Prediger, der in einer Gemeinde von 7000 Seelen vollauf zu thun

hat, mit der Wissenschaft sich nicht weiter beschäftigt, sondern es weiß und ausspricht, daß es im Evangelium nur auf das eine „Herzlich lieb habe ich dich, o Herr," ankommt. Wenn aber junge und rüstige Männer in kleinen Gemeinden mit gleichen Gründen ihre Vernachlässigung der theologischen Wissenschaft entschuldigen wollen, so dürfte das meist ein nichtiger Vorwand sein. Was die wissenschaftliche Arbeit des einzelnen Pfarrers anlangt, so ist es damit vielleicht in Württemberg, in der Schweiz und in den Rheinlanden am besten bestellt. Sonst aber — natürlich viele einzelne, ehrenwerte Ausnahmen abgerechnet — wird man hier ein betrübendes Defizit konstatieren müssen. Damit stimmt die große Unfruchtbarkeit der Pfarrerkonferenzen hinsichtlich aller nicht direkt praktischer Fragen überein. Man kann ja überhaupt Zweifel hegen, ob es wohlgethan und aussichtsvoll ist, wichtige Fragen der kirchlichen Praxis vor einer bunten Menge von einigen Hundert Pastoren zur Verhandlung und Entscheidung zu bringen. Ein Forum für kirchliche Entscheidungen in wissenschaftlich-theologischen Dingen sind solche Massenversammlungen, in denen oft nur ganz wenige Sachverständige sich befinden, keinesfalls. Gleichwohl versteht man es aus den herrschenden Verhältnissen, wenn es allmählich bei den Pfarrern Mode wird, für neuere theologische Erscheinungen und Entwickelungen nicht Verständigung zu suchen, sondern ihnen gegenüber durch ein gemeinsames Recitieren des Glaubensbekenntnisses zu quittieren. Wunderbar freilich: wenn dieselben, die in so großen Haufen mutig bekennen, einzeln sind, so findet man die meisten von ihnen milde, höflich, versöhnlich und durchaus nicht immer geneigt, jene öffentlichen Demonstrationen ernsthaft zu nehmen oder gar die scheinbar selbstverständlichen Folgerungen daraus zu ziehen. Und stets hat man bei solchen Massenversammlungen, selbst bei den dankenswerten Kongressen für innere Mission, das Gefühl: „Der Worte sind genug gewechselt, laßt mich auch endlich Thaten sehn!" Wahrscheinlich dürften bei gründlichen Konferenzen weniger Sachverständiger doch haltbarere und mehr Ergebnisse erzielt werden, als bei derartigen pomphaften Verhandlungen vor der großen Menge. Jene Konferenzen aber, die sich gewöhnen, unbarmherzig zu richten und verdammen, ohne zu hören und zu verstehen, haben glücklicherweise überhaupt keine

Ergebnisse. Sie sind ein Zeichen der Zeit, und die Kirchengeschichte geht über sie hinweg. Aber allen suchenden Seelen sind sie ein leuchtendes Zeichen des Trostes, eine Mahnung daran, daß unser Vater im Himmel kein zürnender Theologe ist, sondern barmherzig und gnädig, geduldig und von großer Güte. In seinem Hause sind viele Wohnungen.

Übrigens fühlen das die meisten jener Bekenner selbst recht gut. Sie wissen, daß es heutzutage ein gefährliches Unternehmen ist, in der Dogmatik selbständige Urteile und eignes Verständnis zu haben. Um nun sicher zu gehen und nicht selbst in Versuchung zu fallen, wenden sie sich vielfach andern Gebieten zu und haben z. B. in lebhaften Arbeiten für die Erneuerung der Gottesdienste ein Gebiet unschuldiger und dankenswerter Thätigkeit gefunden. Aber verstummen werden jene machtlosen Deklamationen nicht, ehe nicht die verschiedenen Differenzen, welche unsichtbar, aber thatsächlich innerhalb der evangelischen Kirche vorliegen, zum Austrag gebracht sind. Nur liegen die wunden Punkte an ganz andrer Stelle, als man bisher meist angenommen hat.

In vielen kirchlichen Dingen fehlt es den Geistlichen an Folgerichtigkeit und Energie des Handelns. In ihren Anschauungen sind sie, vom Parteigetriebe oder von der Tradition oder von der Angst oder andern Motiven beeinflußt, rigoristisch, gesetzlich, intolerant; in der Praxis milde oder scheu, nachgiebig oder vermittelnd. Sie folgen einer Kirchenpolitik, deren Vergeblichkeit sie von Tag zu Tage mehr einsehen müssen. Sie jagen Idealen nach, die in unserm modernen Leben auch nicht zur Hälfte erreichbar sind. Um solche Widersprüche zu vereinen, verfallen sie unbewußt in allerhand Inkorrektheiten. Sie machen einen ganz unevangelischen Unterschied zwischen Geistlichen und Laien; diesen erlassen sie manche Stücke des Bekenntnisses, welche sie von den Geistlichen als „fundamental" verlangen. Die Laien bleiben in solchen Punkten unbehelligt, die Geistlichen werden öffentlich verdammt und den Kirchenbehörden denunziert. Und doch soll es sich in beiden Fällen um die Stücke des Glaubens handeln, die zur ewigen Seligkeit notwendig sind. Man verdammt Lehren der neuern Theologie als antichristlich; aber man sieht die jungen Theologen sich mit Begeisterung diesen Lehren zuwenden,

und fast nie thut man auch nur einen Schritt, um seelsorgerlich auf sie einzuwirken oder gar theologisch sie von der Abschüssigkeit dieser Bahn zu überzeugen. Man kann es eben nicht; man besitzt nicht die Fähigkeit dazu. Aber man urteilt und verurteilt, ohne zu retten! Und dabei redet man doch zuweilen, daß der Prediger Rechenschaft ablegen müsse über jede einzelne ihm anvertraute Seele? — Wohlan, wo sollte ein Prediger bei solchen Anschauungen vor Angst und Grauen bleiben, wenn er eine Gemeinde von mehreren Tausend Seelen hätte und wirklich vor Gott über jede einzelne Seele Rechenschaft ablegen müßte? — Aber aus Unklarheit und Schwäche schielt man hinüber zum katholischen Priesterstand. Das wichtigste Organ der Priestermacht, den Beichtstuhl, hat man dahingegeben; und dennoch möchte der Pfarrer Priester sein. Man trachtet danach, der Ordination, der Handauflegung, dem Segen sakramentalen Charakter zu verleihen. Und man hat ganz vergessen, daß es ein Wesentliches im Protestantismus ist, die Scheidewand zwischen Priester und Laien niederzureißen. Denn es ist das Kleinod des evangelischen Predigtamtes, zu verkündigen, daß jeder Christ unmittelbar dem himmlischen Vater nahen darf, daß jedem unmittelbar das christliche Heil verheißen und gegeben ist, und daß jeder für das Heil seiner Seele selbst verantwortlich ist. Aber statt die Laien zur kirchlichen Selbständigkeit, zum Gefühl der eignen Verantwortlichkeit, zu rechter christlicher Charakterbildung anzuleiten, versucht man nur zu oft, sie zu bevormunden und zu meistern und zur Anerkennung eines gewissen priesterlichen Ansehens zu zwingen. Es gelingt doch nicht. Man identifiziert immer wieder Amt und Kirche. Man sehnt sich nach der Organisation der römischen Kirche und möchte so gern manchen rechtlichen Einrichtungen auch dogmatische Bedeutung beilegen. Aber von dort kommt das Heil nicht.

Noch andre, ähnliche Züge könnten erwähnt werden. Aber man thäte sehr unrecht, wenn man das alles als bewußtes Katholisieren auslegen wollte. Die Proteste dagegen sind ernsthaft gemeint. Aber ein Katholisieren bleibt es doch, hervorgegangen aus praktischer Verlegenheit und dogmatischer Kurzsichtigkeit, zugleich aber aus dem aufrichtigsten Bestreben, unserm Volk, unsern

kirchlichen Verhältnissen aufzuhelfen. Dem entspricht auf der andern Seite ein eigentümliches Verhältnis zu den Sekten. Hier ist man, vorausgesetzt daß die letzteren behutsam und mit warmer Frömmigkeit auftreten, vielfach völlig blind und wehrlos. Erst vor kurzem ist ein sonst sehr tüchtiger evangelischer Prediger zu den Irvingianern übergetreten. Er verwaltete sogar sein Amt in der lutherischen Kirche weiter, bis die Kirchenbehörde ihn entsetzte. An einem andern Orte schrieb ein lutherischer Geistlicher in der öffentlichen Zeitung warme, empfehlende Worte über den propagandistischen Vortrag eines irvingianischen Wanderpredigers. Viele Pfarrer sympathisieren mit den Irvingianern wie mit den Methodisten, manche lernen ihnen gerade das Sektenhafte ab; aber nicht viele dürften fähig sein, einen tüchtigen Irvingianer oder Methodisten seines Unrechts gründlich zu überführen. Im Lutherjahr äußerte ein evangelischer Pfarrer in einer größeren Pfarrerkonferenz: „Die symbolischen Bücher haben wir um der Sekten willen. Aus der heiligen Schrift können wir die Sekten nicht widerlegen. Dazu hat Gott der Kirche die symbolischen Bücher gegeben.“ Niemand widersprach, selbst der anwesende Vertreter der kirchlichen Behörde nicht. Aber wie weit ist's noch von da bis zum katholischen Dogma von der Tradition? Mag nun jene naive Äußerung entschuldigt werden, wie sie will — so viel steht fest: die meisten evangelischen Pfarrer ahnen nicht, wie nahe und groß die Gefahr des Sektenwesens für ihre Gemeinde bereits ist, und wie sie selbst vielfach den Sekten nur in die Hände arbeiten. Fürwahr, wenn nicht in allen solchen Dingen die Gewohnheit und Sitte mitwirkte und die vis inertiae, das Trägheitsgesetz, so würden voraussichtlich, trotz alles kirchlichen Bewußtseins, bereits manche Gemeindlein von den Sekten zersprengt sein. Denn nicht die unkirchlichen Elemente verfallen dem Sektenwesen zuerst, sondern diejenigen, welche man für die allerkirchlichsten zu halten pflegt.

Dieselbe Unklarheit und Unsicherheit, welche so gegenüber der theologischen Wissenschaft, den katholisierenden Tendenzen und dem Sektenwesen hervortritt, zeigen indes viele Pfarrer noch an manchen andern Stellen des öffentlichen Lebens. Sie fühlen sich unbehaglich in dem Hasten und unter den Gegensätzen der modernen

Kultur. Sie zaudern, sich hineinzustürzen in die weite Kluft, die sich in kurzer Zeit zwischen den Ständen, zwischen Popularität und Bildung aufgethan hat. Sie sehnen sich zurück nach den Tagen, wo das Pfarrerleben noch ein Idyll und die Frömmigkeit noch unberührt und ungestört war von dem brausenden Gewoge modernen Lebens. Sie gewöhnen sich schwer an die schnell emporgewachsenen und rasch verbreiteten Formen und an die tausend neuen Aufgaben und Forderungen der Kultur der Gegenwart, und bleiben schwerfällig gegenüber den sozialen Fragen und mißtrauisch gegenüber den Entwickelungen unsrer Tage. Mehr als gut ist halten sie sich zurück vom Verkehr mit den breiten Volksschichten und suchen dafür hier und da durch Anlehnung an große Fabrikanten oder Rittergutsbesitzer einen zweifelhaften Ersatz. Statt große Fragen groß zu behandeln und im Bewußtsein ihrer guten und heiligen Sache siegesgewiß auf den Schlachtplan zu treten oder doch sich zu üben für die wirklichen und heftigen Kämpfe unsrer Zeit, beschäftigen sie sich lieber mit ungefährlichen Äußerlichkeiten. So machen viele sich und andern ein Gewissen daraus, einen Vollbart zu tragen, „weil das Anstoß errege bei den Gemeinden.“ Man hat den Vollbart sogar als ein Zeichen des Tieres an den Stirnen der Gottlosen bezeichnet, davon in der Offenbarung Johannis die Rede ist. Andre verhandeln alles Ernstes lange Stunden darüber, ob der Geistliche mit aufgeschlagenem oder geschlossenem Buche Altar und Kanzel betreten solle, und behandeln diese Frage nicht etwa als eine Frage der Ästhetik oder des kirchlichen Anstandes, sondern so, als ob durch das Öffnen oder Schließen der Bibel den Gemeinden ein Anstoß gegeben werden könnte! Aber wann wird man es endlich lernen, Hauptsache und Nebendinge zu unterscheiden und, was wirklich wichtig ist für die Kirche, praktisch zu behandeln und frei und groß?! Es ist doch besser, kühn Großes zu wagen und nach einigen vielleicht mißglückten Versuchen auch dem Großen gerecht zu werden und sicher frei, und innerlich stark zu sein, als stets um Kleinigkeiten zu feilschen und das Wichtigste, was auf dem Spiele steht, aus den Augen zu verlieren. Und edler ist es und christlicher, aus Vertrauen handeln und enttäuscht werden, als aus Mißtrauen sich zurückhalten und beschämt werden. Aber man

möchte am liebsten der Kirche ein Hüttlein bauen abseits von dem großen Getriebe der Welt und die kirchlich Gesinnten sammeln und auf eine Wirksamkeit in dem wüsten Lärme draußen verzichten. Aber ist das die richtige christliche Beurteilung der Welt? Ist das würdig des Evangeliums, das zum Sauerteig bestimmt ist?!

Ein sehr bezeichnendes und bedenkliches Symptom ist das Verhältnis zur Presse. Freilich langsam und allmählich lernt man es, auch diese Großmacht der Neuzeit dem Evangelium dienstbar zu machen — aber noch lange nicht genug. Dagegen hat man seit etwa 50 Jahren — und das ist sehr charakteristisch — neben der „profanen Tagespresse“ eine sogenannte kirchliche ausgebildet, ich meine nicht die vielfach sehr achtungswerte Erbauungslitteratur, sondern die sehr wenig erbaulichen Kirchenzeitungen. Dieselben sind nichts andres als moderne Zeitungen; haben sie doch fast alle ihren starkausgebildeten politischen Teil und oft auch politischen Charakter, daneben Nachrichten aus den meisten Gebieten des menschlichen Handelns, abgesehen vielleicht von Börsen- und Eisenbahnnachrichten. Aber alles das ist zum Teil in sehr engherzigem Sinne unter den spitzen Gesichtswinkel einer kirchlichen Parteischablone gestellt. Die Kirchenzeitungen sind, mögen sie immerhin viele einzelne treffliche Artikel enthalten, die Organe einer sehr zweifelhaften Kirchenpolitik. Neben dieser Litteratur geht die große Tagespresse einher, abgesehen von Personalnachrichten oder sporadischen Hetzartikeln oder etwa einer sehr schwachen sogenannten „kirchlichen Rundschau“ durch nichts ein gleichmäßiges Interesse für die doch so unendlich wichtigen kirchlichen Fragen verratend. Diese keineswegs vorteilhafte Trennung der Elemente fällt zum großen Teil dem Verhalten der evangelischen Geistlichkeit zur Last. Um Wandel zu schaffen, sollte man die ganze Kirchenzeitungslitteratur eingehen lassen und danach streben, daß alle bestehenden anständigen Zeitungen, die großen und berühmten nicht minder wie die Lokalblätter, regelmäßig und zweckentsprechend sich auch mit den kirchlichen Verhältnissen beschäftigen, wie mit den politischen und sozialen. Das würde nicht nur die Stimmung, den Inhalt und die Wirksamkeit der ganzen Tageslitteratur vertiefen und veredeln, sondern auch

den unangenehmen und wenig christlichen Kirchenzeitungston zum Schweigen bringen. Solange aber dies nicht erreicht und jene bedenkliche Scheidung der Litteratur nicht überwunden ist, rede man doch nicht von einer Volkskirche! Wenn die Kirche wirklich das Volk umfassen und das Evangelium das Volksleben durchdringen soll, so werden kirchliche Fragen auch in würdigem Tone vor dem ganzen Volke verhandelt werden müssen, nicht aber allein vor dem kirchenzeitung-schreibenden und -lesenden Publikum ihre Entscheidung finden dürfen.

Doch genug davon! Es ist gewiß nicht böser Wille, aus dem alle derartigen Mißverhältnisse hervorgegangen, und noch weniger Mangel an Kraft, wenn sie noch immer nicht überwunden sind. Es ist Verlegenheit gegenüber den rasch entstandenen Formen und Fragen der modernen Kultur, gegenüber der modernen Wissenschaft, gegenüber der Entwickelung der Industrie, gegenüber den modernen Verkehrsverhältnissen durch Eisenbahn und Freizügigkeit mit ihren weltverändernden Folgen, gegenüber der Presse und Litteratur, gegenüber den neuaufgetauchten politischen und sozialen Fragen. Es ist, als habe sich der Protestantismus an der Zugluft dieser modernen Kultur erkältet und müßte nun auf einige Zeit das Zimmer hüten, weil ein Teil der sorgenden Geistlichkeit davon die Genesung erwartet. Vielleicht wird die kranke Kirche aber doch eher gesund, wenn sie sich hinausbegibt und frisch an ihre Arbeit draußen geht. Am allerwenigsten aber darf sie hoffen, neue Lebensfrische zu gewinnen, wenn sie zu Mitteln greift, welche katholisierenden Beigeschmack haben. Für den Charakter der römischen Kirche sind solche Mittel zweckmäßig. Diese hat es in einer mehr als tausendjährigen Praxis gelernt, sich auf ihre Weise mit den wechselnden Verhältnissen der Wirklichkeit abzufinden. Die meisten ihrer Institutionen sind eben nichts andres als Kompromisse mit den Schäden und Schwächen der Welt. Ihre Mittel und Wege sind sehr einfach, durchgreifend, praktisch und von äußeren Erfolgen begleitet. Aber sie sind weltliche Mittel und nicht evangelische. Auf das Leben der evangelischen Kirche würden sie wirken wie Arsenik, zuerst eine trügerische Röte der Gesundheit auf den Wangen hervorrufen, aber bald immer größere Portionen Arsenik notwendig machen und schließlich um so sicherer

sie dem Verderben entgegenführen. Nein, es kommt darauf an, zunächst mit der Geduld das Verlangen nach der Gesundheit zu mehren und den Willen zu stärken und die Zuversicht festzuhalten, daß die Gesundheit unsrer Kirche gewißlich wiedergeschenkt werden wird. Vor allem müssen wir Theologen die Unklarheit und Unsicherheit und Verlegenheit abstreifen und unsre Herzen wieder füllen mit Freudigkeit, Freiheit und Vertrauen, wie es sich für eine siegende und zum Siege bestimmte Sache ziemt. —

Wir blicken zurück. Offen und schonungslos ist an dem gegenwärtigen Pfarrerstande Kritik geübt. Es sind mancherlei Schäden im einzelnen aufgewiesen worden. Als die Hauptschwäche ist die Unklarheit und Unsicherheit gegenüber den mannigfaltigen Formen, Fragen und Aufgaben der modernen Kultur bezeichnet. Um der Gerechtigkeit willen vergesse man nur nie dasjenige, was zuvor als Vorzüge und Tugenden unsers Pfarrerstandes anerkannt ist: die Fähigkeit, die Willigkeit, den Eifer, den Ernst, die Treue im kleinen und vor allem, daß es weitaus den meisten wirklich von Herzen um das Evangelium zu thun ist. Weiter aber beachte man so manches, was zur Erklärung und zur Entschuldigung der geschilderten Mißverhältnisse beitragen kann.

Vielfach ist das kirchliche Parteiwesen als schuldig an allem Übel dahingestellt. Gewiß, es hat sehr, sehr viel geschadet. Es ist ein Krebsschaden der kirchlichen Gegenwart und verblendet ist der, welcher dem Herrn zu dienen meint, indem er den Haß der Parteien schürt. Aber der einzelne, welcher mitten im modernen Leben an solchem Parteitreiben sich beteiligt, findet wiederum durch die Verhältnisse eine gewisse Entschuldigung. Man muß zugestehen, daß die Anfänge kirchlicher Parteibildungen meist auf lautere Motive und gute Absichten zurückgehen. Dann, als das Mittel anschlug und Erfolge zeitigte, wuchsen die Parteien mit Riesenschnelle: Gemeinschaft macht stark. Die einzelnen Pfarrer fanden später die fertige Parteibildung vor. Es schien ein notwendiges Dilemma für jeden, einer der Parteien beizutreten oder überhaupt der Einwirkung auf die weiteren kirchlichen Verhältnisse zu entsagen. Auch glaubt sich nicht jedes Mitglied einer Partei im Gewissen haftbar für jeden Schritt, welchen die Gesamtheit thut. So können die einzelnen Geistlichen schwerlich für all das

Elend und Zerwürfnis verantwortlich gemacht werden, welches durch das Parteitreiben verursacht ist. Selbst die Parteiführer sind kaum für alles als die Schuldigen heranzuziehen. Sie können bald nicht mehr, wie sie wollen. Sie glauben zu schieben, aber sie werden geschoben. Sie können die Geister nicht wieder bannen, die sie riefen. Was die Partei dem einzelnen zuführt an Macht und Einfluß, das raubt sie ihm an Freiheit, Unbefangenheit und Frieden. Es bleibt doch wahr: „Der Starke ist am mächtigsten allein!“ Aber es ist verständlich und verzeihlich, wenn die Schwachen und Kleinmütigen ihre Zuversicht zu stärken suchen durch die großen, sichtbaren Massen der Parteien.

Weiter denke man an die persönlichen Verhältnisse der meisten Pfarrer! Manche sind aus kleinen Verhältnissen hergekommen, andre nicht hervorragend mit Anlagen und Fähigkeiten ausgestattet, viele unter dem Bann einer gewissen Tradition im öffentlichen und geselligen Leben etwas steif und wenig gewandt. Mehr als das aber ist von Einfluß, daß die meisten ihre Kandidatenjahre in beschränkten Kreisen ohne besondre geistige Anregung und merkliche Fortbildung zubringen, das auf der Universität Erlernte zum Teil verlernen und auf die mannigfachen, vielseitigen Aufgaben ihres Berufs wenig vorbereitet werden. Und dieser Beruf, in welchen sie zur Zeit sehr bald in jugendlichem Alter und ohne jegliche Lebenserfahrung hineingestellt werden, isoliert unendlich viele von jeglichem bildenden Verkehr. Der Pfarrer soll überall anregen und geistiges Leben wecken. Aber niemand ist da, bei dem er Erquickung und Anregung fände. Die frühzeitige Gründung einer Familie bietet ihm dann einen gewissen Ersatz, aber erschwert es ihm, die noch nicht entwickelten Kräfte und Anlagen seiner Persönlichkeit zu pflegen und zu entfalten für eine tiefere Erfassung und weitere Ausgestaltung seines Amtes. Das bringt ihn um einen guten Teil des Ertrags seiner Lehrjahre — der ersten Jahre im praktischen Amt. Dazu kommt dann seit zwei Jahrzehnten der Theologenmangel. Durch ihn ist manche Gemeinde für lange Zeit verwaist und auf unregelmäßige Aushilfe angewiesen. Zugleich aber ist so auf einzelne Geistliche schier unmenschliche Arbeitslast gehäuft, welche entweder gar schnell die Kräfte und den Mut dieser schwerbeladenen Pfarrer gelähmt

und gebrochen oder zu einer Vernachlässigung wichtiger amtlicher Funktionen geführt hat.

Und nun bedenke man vor allem den gewaltigen Umschwung, den unser ganzes Leben in unserm Jahrhundert erfahren hat! Dann wird man das Maß der Verschuldung für den Pfarrerstand sehr gering bemessen. Die umfassendsten Veränderungen vollzogen sich in Sturmeseile. Unsre Zeit lebt fieberhaft und rasch. Sie wartet nicht erst, bis wir erwacht sind und uns besinnen. Die Erweiterung des Horizontes, die Erneuerung der gesamten Lebensbedingungen vollzieht sich unablässig. Die Verhältnisse wurden im höchsten Grade kompliziert, und das geistliche Amt war auf solchen Umschwung nicht vorbereitet. Die bisherige Auffassung und praktische Ausübung des Pfarramts war dem gärenden Werdeprozeß und den neuen Erscheinungen nicht gewachsen. Nicht in seinem Kern und Wesen, wohl aber in seiner Thätigkeit und seinen Formen muß es sich verjüngen. Eine Welle nach der andern kam. Die Vergangenheit sank Stück für Stück dahin. Die neuere Gesetzgebung, der moderne Staatsbegriff mit seinen Konsequenzen, die Einführung der konstitutionellen Verfassung, die Gleichberechtigung der Konfessionen, die Trennung und die eigentümliche Verbindung von politischer, religiöser und Schulgemeinde, die Entdeckungen und Erfindungen, die Eisenbahnen, der Verkehr, die Freizügigkeit, die gewaltige Macht der Presse und die Preßfreiheit, das Vereinswesen, der ungeheure Fortschritt der Naturwissenschaft, der Wechsel der philosophischen Systeme und Anschauungen, die neue Methode und Ausbildung der geschichtlichen Forschung, die Scheidung zwischen Gebildeten und Ungebildeten, das Fabrikwesen mit der Zentralisation der Bevölkerung, das erstaunliche Anwachsen der großen Städte — alles das nicht ohne unmittelbaren Einfluß auf die kirchlichen und sittlichen Verhältnisse des Volkslebens —, und mitten unter diesen neuen Gestaltungen die finstern Mächte des Atheismus und Materialismus und Pessimismus und Kommunismus, des Pauperismus und des Klassenhasses mit einem neuen Evangelium für die Welt. Ein andres Leben ist da und ein andres Geschlecht. Als die Steuerleute es merkten und Hand ans Werk legten, da hatten Sturm und Wellen das Schifflein der Kirche schon weit hineingetrieben

in die gewaltige Flut. Da eilte man hin und her zu Rettung und Hilfe, spähend, sinnend, arbeitend, voll Pflichtgefühl, aber in Kleinglauben und Angst. Noch treiben wir dahin in der Strömung. Aber der Herr, der größer ist als Wind und Meer, ist bei uns. Er spricht zu uns: Ihr Kleingläubigen, warum seid ihr so furchtsam? —

Wir brauchen für unsre Sache nicht zu fürchten. Aber eine Frage drängt sich uns wieder und wieder auf. Das theologische Studium hat den Zweck, vorzubereiten für die gegenwärtigen Aufgaben des Amts — erfüllt es heutzutage diesen Zweck? Wieviel kann der Pfarrer gebrauchen von dem, was er auf der Universität erlernt hat? Und gibt ihm die Universität die richtige Anleitung, das Erlernte in der Praxis richtig zu verwerten? — Man kann keine Sicherheit der Amtsführung erwarten, wo ein sichrer Grund nicht gelegt ist, und von Fortbildung der Geistlichen nicht sprechen, wo keine hinreichende Durchbildung ist. Wohl denken die meisten Pfarrer mit Freuden an die Zeit ihres Studiums zurück als an die fröhliche Zeit der Freiheit, der Freundschaft, des Wanderns, der idealen Begeisterung, und mit Recht. Aber ist sie ihnen auch eine Zeit reicher, einheitlicher Entwickelung, fruchtbarer Arbeit geworden — die grundlegende Zeit für die Ausübung ihres Berufs, die leitende für die höchsten Gesichtspunkte, deren sie bedürfen?

Diese Fragen wollen wir in den folgenden Kapiteln gründlicher untersuchen.

---

2. Professor und Student.

Wir richten unsre Blicke zunächst auf diejenigen, welchen die Ausbildung unsrer Pfarrer in erster Linie und fast ausschließlich anvertraut ist, auf die theologischen Dozenten.

Der Beruf eines theologischen Professors ist ohne Zweifel ein arbeitsreicher und schwieriger. Aber er ist auch ein hochgeehrter, freier und, wenn er in rechtem Sinne ausgeübt wird, ein fruchtbarer und dankbarer Beruf. Die Aufgabe im großen und ganzen ist ihm vorgezeichnet; die Art, wie sie aufgefaßt und im einzelnen durchgeführt wird, ist jedem einzelnen fast ganz überlassen, und das Fachwerk der theologischen Disziplinen und die daraus sich ergebende Arbeitsteilung schützt vor Zersplitterung und stärkt die Kraft des Wirkens. Als akademische Lehrer leben die theologischen Professoren an den Mittelpunkten des geistigen Lebens. Sie werden stets angeregt und befruchtet durch die neuesten Errungenschaften der Wissenschaft, getragen von dem Strome geistiger Interessen, der aus dem freien Zusammenwirken der verschiedenen Fakultäten entspringt, angespornt durch den steten Wetteifer mit Gegnern und gleichgesinnten Genossen, belohnt durch die Aufmerksamkeit und die rasche Anerkennung der Mitwelt und vor allem, wenn es ihnen gelingt, durch die hingebende, jugendlich frische Begeisterung anhänglicher, dankbarer Schüler. Was sie zu ihrem Beruf bedürfen, ist ihnen zur Hand. Die Bibliotheken mit ihren Schätzen stehen ihnen unmittelbar zur Verfügung, und zahlreiche Zeitschriften rechnen es sich zur Ehre, den Ertrag ihrer Arbeit zu vermelden. Dazu geben ihnen lange Ferien Zeit, nicht bloß Leib und Seele zu erquicken nach der Last und Hitze des Semesters, sondern auch größere wissenschaftliche Arbeiten in Angriff zu nehmen, daheim und im Ausland mit Männern der Wissenschaft und der Kirche geistigen Austausch zu pflegen und

immer neue, fruchtbringende Verbindungen anzuknüpfen. Ferner wirken sie ein auf die Entwickelung von Herz und Sinn, Erkenntnis und Charakter zu einer Zeit, wo der Mensch am empfänglichsten und begeisterungsfähigsten ist; und in ihrem eigentümlichen Schaffen sind sie ungehemmt und ungestört. Ihre Stimmung wird nicht getrübt durch all das tiefe Elend und das geschäftliche Treiben, welches dem Pfarrer auf Schritt und Tritt aufstößt. Ihre Arbeit liegt völlig auf dem Gebiete des Geistes, und doch können sie verhältnismäßig leicht Erfolge ihres Wirkens sehen, weit leichter als der Pfarrer. Sie dienen zugleich der Wissenschaft und der Kirche. Sie dürfen das Wort Gottes von der Kanzel verkündigen, und in den Hörsälen sammeln sie die künftigen Diener des Worts um ihren Lehrstuhl. Die Luft der Freiheit und Wahrheit um sie, Wissensdrang und Arbeitslust vor ihnen, Achtung und Dankbarkeit mit ihnen, in ihrer Seele das Evangelium, auf ihren Lippen Worte rechter, christlicher Weisheit — so erscheint ihr Beruf als ein hervorragender und idealer. Eine große Vergangenheit verklärt vollends ihren Stand mit besonderem Schimmer. Seine Geschichte ist mit der geistigen Geschichte unsers Volkes aufs innigste verflochten. Vertreter dieses Standes haben unsre Väter geführt in den gewaltigsten Kämpfen und Entscheidungen der Geschichte, getröstet und aufgerichtet in den Tagen der tiefsten Schmach. Schon ihr Gedächtnis wirkt bildend und begeisternd.

Die Hauptschwierigkeit des Berufes der theologischen Professoren liegt in der Doppelseitigkeit ihrer Aufgabe. Sie sollen zugleich Fachgelehrte und Dozenten sein. Auf der einen Seite erwartet man von ihnen nicht bloß eine gründliche, allgemeine, theologische Durchbildung, sondern die völlige Beherrschung mindestens einer theologischen Disziplin. Das Lizentiatenexamen und die Habilitationsschrift sollen mehr als gewöhnliche theologische Bildung dokumentieren; sie müssen eine gewisse theologische Gelehrsamkeit zeigen und eine Fähigkeit, welche der theologischen Wissenschaft wirkliche Förderung verspricht. Es erscheint als Pflicht des theologischen Dozenten, daß er, wenn nicht in größeren Werken, so doch in Aufsätzen, Artikeln und Rezensionen sich litterarisch bethätigt. Mindestens aber soll er ein gründliches

Verständnis der Litteratur seines Faches sich erworben haben und daneben die einschlägigen neuen Erscheinungen nicht bloß kennen, sondern mit sicherem Blick beurteilen. Dies aber will in unsrer wissenschaftlich regsamen, fieberhaft arbeitenden, hypothesengierigen und drucklustigen Zeit sehr viel besagen. Wie oft tritt durch einen neuen Fund oder durch eine neuerdachte Kombination ein ganzes Gebiet in eine völlig neue Beleuchtung, und alle bisherigen Forschungen wollen unter den jetzt aufgestellten Gesichtspunkten abermals unternommen sein! Wie wirkt ferner die reiche Thätigkeit in den der Theologie nahe verwandten Wissenschaften auf die theologischen Forschungen ein; wie unübersehbar werden immer mehr die Spezialarbeiten auf allen Feldern der Wissenschaft! Man kann sich keinen rechten Begriff von den Zuständen machen, die etwa in 100 Jahren herrschen werden, wenn der wissenschaftliche Betrieb und die Vielschreiberei in gleicher Weise zunimmt und sich ausgestaltet wie bisher. Nun würde es noch erträglich sein, wenn alles, was zum Druck gelangt, gründliche, reife, abgeschlossene Forschung wäre. Aber thatsächlich kommen unendlich viele unfertige und unreife Schriften auf den Markt. Der Trieb, vorwärts zu kommen und berühmt zu werden, der Zwang, bestimmten Aufträgen zu entsprechen und bestimmte Termine einzuhalten, die Furcht vor Überholung und Konkurrenz, die Selbstgenügsamkeit hinsichtlich gründlicher und genauer Forschung, wenn nur die Hauptgedanken neu, interessant, „epochemachend“ sind, das Drängen des Verlegers und die Hast des modernen Buchhandels — alles das befördert die Vielschreiberei in hohem Maße. Wie oft geschieht es, daß derselbe Stoff, dasselbe Thema zuerst von drei oder vier Bearbeitern oberflächlich oder einseitig oder unter nicht genügender Berücksichtigung des bisher Geleisteten behandelt wird, ehe im günstigsten Falle der fünfte Darsteller den gerechten Ansprüchen entspricht. Jeder einzelne der früheren Autoren hätte, wenn er geduldig, vorsichtig und genau gewesen wäre, die betreffende Frage zum Abschluß bringen können. Nun aber muß der Fachmann statt eines Buchs deren vier oder fünf durcharbeiten. Aus dem allen erhellt, daß die rezeptive wie die produktive Arbeit des Gelehrten in unsern Tagen eine zeitraubende, schwere, anstrengende und verantwortungs-

volle ist. Der theologische Professor muß ebenso wie jeder andere Fachgelehrte Kraft und Zeit auskaufen, um dieser Aufgabe zu genügen.

Auf der andern Seite aber soll der Professor Dozent sein. Als Lehrer soll er die künftigen Diener des Worts für ihr Amt ausrüsten und ausbilden. Und diese Aufgabe erscheint als die wesentliche und maßgebende: alles Gelehrtenleben und alle Gelehrsamkeit ist für den theologischen Professor nur Mittel zu diesem Zweck und wird ein Hemmnis, wenn die Gelehrsamkeit die Lehrthätigkeit beeinträchtigt. Alles Wissen, alle kritische Begabung, alle Gelehrsamkeit, aller Fleiß ist sekundär gegenüber der Fähigkeit, als Lehrer die zukünftigen Geistlichen zu ihrem Berufe heranzuziehen und durchzubilden, und gegenüber dem Bewußtsein, daß dies das erste, höchste und bestimmende Ziel des Wirkens sein müsse. Dieses Bewußtsein vor allem hat der theologische Professor festzuhalten und zu pflegen in großen und kleinen Dingen, und jene Fähigkeit hat er in seinem Thun zu dokumentieren und durch Übung und Nachdenken auszugestalten. Dafür aber ist es ein mächtiger Sporn und Hebel, wenn der Dozent in lebhafter Verbindung mit dem Pfarramt bleibt und hier und da sich selbst in praktischer, kirchlicher Thätigkeit übt oder, womöglich, ehe er in die akademische Laufbahn eingeht, eine kurze Zeit selbst ein kirchliches Amt verwaltet. Dann wird er auch am ehesten den Fehler vermeiden, den zuweilen gerade die hervorragendsten und begabtesten Lehrer begehen, daß sie nämlich durch ihre Lehrthätigkeit nicht sowohl tüchtige Pfarrer, als vielmehr leistungsfähige theologische Dozenten heranzubilden suchen. Das ist zweifellos ein Fehler. Denn das Ziel des theologischen Studiums ist für weitaus die meisten das Pfarramt. Und es ist eine Ungerechtigkeit, die sich in den kirchlichen Verhältnissen schwer zu rächen pflegt, wenn um der wenigen künftigen Dozenten willen die große Mehrzahl der Theologen für ihren Beruf nicht in der richtigen und einfachsten Weise vorgebildet wird.

Nun gilt es, die eigentümlichen Bedingungen und den daraus folgenden Charakter der akademischen Lehrthätigkeit genau ins Auge zu fassen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß der akademische Vortrag eine gewisse Parallele zu den betreffenden Hand-

und Lehrbüchern bildet und bis zu einem gewissen Grade durch diese ersetzt werden kann. Der Stoff, welcher in beiden Fällen geboten werden muß, ist in bestimmtem Umfang notwendig derselbe. Bei den Vorlesungen werden oft gedruckte Lehrbücher zu Grunde gelegt, und aus Vorlesungen entstehen zuweilen neue Lehrbücher. Trotzdem ist ein wesentlicher Unterschied zwischen dem Kolleghören und dem Bücherlesen. Welches ist dieser, und worin liegt die eigentümliche Aufgabe und Berechtigung der Vorlesungen? — Zunächst ohne Zweifel darin, daß hier das lebendige Wort und ebendamit die ganze lebendige Persönlichkeit des Lehrers bei der Vermittelung des Stoffes beteiligt ist. Nur muß hier der Wunsch immer wiederholt werden, daß der Vortrag im Kolleg wirklich ein freier Vortrag sei und nicht ein monotones Ablesen oder ein stetes Diktieren. Gewiß hat auch das Diktat unter bestimmten Umständen, für bestimmte Stoffe und zu bestimmten Zwecken seine Berechtigung und seine Notwendigkeit. Nur fasse es dann in möglichst präziser Form und gedrängter Kürze alle wesentliche Gesichtspunkte zusammen. Zuweilen können sogar kurze, übersichtliche Tabellen von größter Bedeutung sein. Aber die eigentliche Kraft und Wirksamkeit entwickelt eine Vorlesung nur im freien Vortrag, der höchstens bei Citaten, Belegstellen u. dergl. an das Heft gebunden ist. Am wenigsten wirksam und oft tödlich langweilig und alles Interesse allmählich erstickend ist jedenfalls die Art der Vorlesung, bei welcher der Professor, ohne die Zuhörer eines Blickes zu würdigen, in langsamem Pathos den wörtlich ausgearbeiteten Inhalt seines Heftes vorliest. Die Vorlesungen sollen eben keine Vorlesungen sein. Außer der vox viva unterscheidet der Umfang des herangezogenen Stoffes die Kollegien von den Lehr- und Handbüchern. Letztere müssen in gewisser Weise abgeschlossen und erschöpfend sein; sie müssen den ganzen zugänglichen Stoff des betreffenden Gebietes umfassen. Bei einer Vorlesung ist das meistens geradezu unmöglich; es sei denn, daß man dieselbe Vorlesung über Semester hinaus ausdehnte, was wiederum durch die einfachste Rücksicht auf die praktischen Verhältnisse verboten wird. Deshalb ist es notwendig, daß der Dozent bei den Vorlesungen seine Zuhörer nicht nur mit der Litteratur einigermaßen bekannt mache, sondern ihnen

vor allem zur Benutzung derselben praktische Winke gebe, auch ihnen davon einen deutlichen Eindruck verschaffe, daß ohne selbständige Arbeit des Zuhörers und ohne Gedächtnisanstrengung das Kolleg seinen Zweck nicht völlig erfüllen kann. Denn leider ist heutzutage vielfach der Wahn verbreitet, als höre die Gedächtnisarbeit mit der Schule auf und beginne erst wieder, wenn die eigentlichen Vorbereitungen zum theologischen Examen in Angriff genommen werden — ein Wahn, der manche mit der Gedächtnisübung auch um die Gedächtnisstärke bringt.

Hat die Vorlesung zwar durch das lebendige Wort einen eigentümlichen Vorzug vor den Lehr- und Handbüchern, ist aber denselben gegenüber hinsichtlich der mitzuteilenden Stoffmenge sehr im Nachteil, so wird auch der Zweck ein charakteristisch unterschiedener sein. In der That hat die Vorlesung in erster Linie nicht die Aufgabe, Wissen mitzuteilen, sondern mit der wissenschaftlichen Methode vertraut zu machen und zugleich mit der Erkenntnis des jedesmaligen Standes einer Frage zu einem sicheren und gründlichen Urteil anzuleiten. Dabei ist es aber weder möglich noch notwendig, daß der akademische Lehrer jedesmal alle Details vorführt. Wenige Beispiele bei den rechten Gelegenheiten und in rechter Weise bis ins Detail durchgeführt, geben das nötige Vorbild, illustrieren Grundsätze und Regeln und leiten zu selbständiger Thätigkeit auf dem übrigen Gebiete hinreichend an. Selbständigkeit ist das Ziel einer jeden Erziehung. Deshalb darf auch das akademische Studium nicht darauf angelegt sein, möglichst viel Einzelheiten mitzuteilen, sondern das Interesse anzuregen, in die Methode einzuführen, das Urteil zu bilden und selbständig denkende und arbeitende Theologen zu erziehen. Darum ist aber auch ein theologischer Professor, welcher dies alles leistet, aber in der Gelehrsamkeit vielleicht die höchsten Gipfel nicht erstiegen hat, bei weitem jenem andern vorzuziehen, welcher, ein Wunder vielleicht an Gelehrsamkeit, alles das nicht berücksichtigt und nicht durch seine Thätigkeit zu beschaffen vermag.

Eine derartige Beurteilung des akademischen Lehrerberufs und seiner Aufgabe wird begründet erscheinen, wenn man den wichtigsten Punkt in Rechnung bringt: nämlich den geistigen Besitz und die Bedürfnisse, mit welchem der Jüngling durchschnittlich

den akademischen Boden betritt. Das Joch der Schule liegt hinter ihm. Die dauernde Überwachung seines Lebenswandels, seines Fleißes und seiner Leistungen, die von vornherein festgestellte Zeiteinteilung und Arbeitseinteilung, die regelmäßigen, einander ablösenden Arbeitspensen, die mannigfache Erläuterung, Prüfung und Reproduktion des Erlernten, das geregelte Fachwerk aller derjenigen Gegenstände, welche auf dem Gymnasium behandelt wurden, die Zahl der täglichen und wöchentlichen Arbeitsstunden, die Strafen für Unfleiß und Fehler, die Zensuren und Belohnungen für gute Fortschritte — alles das fällt fort oder bleibt dem eignen Ermessen des Studenten überlassen. Die Eltern können fortan nur von ferne ratend helfen, und das persönliche Verhältnis zu den neuen Lehrern ist ganz anders geartet als dasjenige zu den bisherigen. So bezieht der „Fuchs" die Universität, ungewiß, was ihn erwartet und wie er nunmehr aufzutreten hat, aber das Herz voll kühner Hoffnungen, Aussichten und Entwürfe. Das stolze Selbstgefühl, welches den Primaner beseelte, da er beim festlichen Schulaktus die Rede halten durfte und nun am Schluß seiner Gymnasiallaufbahn einen klaren Überblick zu haben glaubte über die weiten Gebiete der Wissenschaft und Geschichte, dies stolze Selbstgefühl ist rasch dahin. Er sieht ein, daß Wissenschaft und Wissenschaft doch noch sehr verschiedene Dinge sind, und daß er gleichsam von vorn anfangen muß, wenn er nun der Fachwissenschaft sich zu widmen hat und daneben im allgemeinen seinen geistigen Horizont erweitern und die erworbenen Kenntnisse vertiefen soll. Er ist gleichsam in eine neue Welt versetzt; schon die äußre Umgebung und die Art des studentischen Lebens ist ihm fremd und neu, noch mehr aber die fortan für ihn gültige Art des Arbeitens und Lernens. Bei den meisten dauert es drei bis vier Semester, ehe sie das Studieren lernen und sich an die neue Art der Thätigkeit gewöhnen. Von denen, welche, ohne sich viel um Ideale oder praktische Ziele, um Studium oder Frömmigkeit zu kümmern, schleunigst in ein studentisches Leben hineinstürzen, welches wenig den Zielen der Theologie entspricht und wenig geeignet ist, ein jugendliches Herz recht frisch und froh und thatkräftig zu erhalten, rede ich nicht. Noch weniger von denen, welchen die erste Freiheit nur Anlaß

gibt zu allerhand Ausschweifungen und zu einem zerfahrenen und unbefriedigenden Müßiggang. Sie verdanken es alle nur einer festen Gesundheit und einem sichern Gedächtnis, wohl auch der Einseitigkeit des Examens und der Schwäche der Examinatoren oder gar schlimmeren Umständen, wenn sie die theologischen Examina bestehen. Nur eine ernste und durchgreifende Änderung und eine doppelt fruchtbare Verwendung der Kandidatenzeit und der ersten Amtsjahre wird aus einem solchen Theologen einen tüchtigen Pfarrer machen.

Allein es ist eine Thatsache, daß zunächst ziemlich alle Studenten ratlos dem akademischen Studium gegenüberstehen. Welches ist der beste Weg für sie, eine Übersicht zu gewinnen über das Gebiet der Theologie und in die neue Arbeit selbstthätig einzutreten? — Man sagt: sie mögen theologische Encyklopädie hören. Und gewiß ist das ein Mittel, welches die Sachlage sehr erleichtert. Allein erstens wird auf den meisten Universitäten Encyklopädie nur selten, jedenfalls aber nicht in jedem Semester gelesen. Und zweitens ist es sehr fraglich, ob die Art, wie meistens die Encyklopädie gelesen wird, den vorhandnen Bedürfnissen und dem Zwecke einer solchen praktischen Einleitung in das Studium entspricht. Wie dem aber auch sei, so viel mag zugegeben werden, daß den jungen Studierenden mindestens die Lektüre eines guten encyklopädischen Werkes unter allen Umständen anzuraten ist. Aber auch hierbei ist zu erinnern, daß einerseits nicht überall die Bedürfnisse und Fragen die gleichen sind, mithin auch die praktischen Anleitungen und Winke je nach den Universitäten und andern Umständen, ja womöglich nach den einzelnen Individuen verschiedenartige sein müssen, und daß anderseits die Ratschläge und Anregungen eines Buches lange nicht so intensiv wirken und so getreu befolgt zu werden pflegen, wie die lebendigen Worte eines Sachverständigen und Vertrauensmannes. Somit werden wir auf irgendwelche Einflüsse persönlicher Art zurückgewiesen. Am glücklichsten sind vielleicht diejenigen daran, welche gleich bei Beginn ihres Studiums einen gereiften, tüchtigen Studenten oder einen auch wissenschaftlich interessierten und fähigen Kandidaten oder jüngeren Pfarrer zum Berater haben. Die Ratschläge der Väter oder älteren Pfarrer hinsichtlich der Anlage und Art des

Studiums sind durchweg wohlgemeint und enthalten in der Regel einen trefflichen und unumstößlichen Kern; allein sie stehen meist den akademischen Verhältnissen zu fern, als daß ihre Winke in jedem Falle die praktischen und maßgebenden sein könnten. Den allergrößten Einfluß aber wird in den ersten Studiensemestern derjenige Kreis gewinnen, in welchen der neue Jünger der Wissenschaft durch Wahl oder Fügung eintritt. Freilich kann diese Atmosphäre, in welcher er diese Jahre der raschesten Entwickelung verlebt, nach der schlechten wie nach der guten Seite hin Früchte zeitigen. Die Tradition, welche in jeglichem Kreise herrscht, die Art des geistigen Austausches, der Ton des Verkehrs, die Stimmung, von welcher das Zusammenleben getragen ist, der Umfang der gemeinsamen Interessen, die Richtung und die Lebhaftigkeit der Ideale, die Übereinstimmung und Wechselwirkung der verschiedenen Charaktere und manche andre Momente wirken im wesentlichen geheim und unbewußt, aber um so intensiver und nachhaltiger. Wohl dem, der in einem Vereine oder einer Verbindung oder im Zusammenhalten mit seinen früheren Schulkameraden oder in einem andern freiern oder engern Kreise nicht bloß Freundschaft, geselligen Rückhalt und Anregungen mannigfacher Art findet, sondern auch Leitung und Unterstützung bei seinem Fachstudium. Oft genug erhalten die Worte und Ausführungen der akademischen Lehrer erst Wert und Kraft, Leben und Tragweite durch lebendigen Gedankenaustausch unter den Studiengenossen. Schon manchem ist die gemeinsame, geistige Arbeit mit dem Freunde oder der Verkehr in einem von edlem Geiste beseelten Kreise zu demjenigen Elemente geworden, in welchem sich ihm die Herrlichkeit des akademischen Studiums, die rechte Art wissenschaftlicher Thätigkeit, die Größe der praktischen Ziele, die Hoheit der Ideale erst recht erschlossen hat; und andre, welche ohne festen sittlichen Halt und ohne rechtes wissenschaftliches Streben, ohne Grundsätze und ohne Ideale auf die Universität gekommen waren, haben in solchen Kreisen, mehr oder minder bewußt, es gelernt, nach den rechten Zielen zu ringen und die wahren geistigen Güter zu erwerben. Umgekehrt freilich sind auch manche tüchtige Kräfte gelähmt und manche vielversprechende Jünglinge verkommen, weil der Kreis,

in dem sie verkehrten, von schlechtem Geiste erfüllt, die Luft, die sie einatmeten, vergiftet, die Freunde, denen sie folgten, falsche Freunde waren. Wer aber endlich die Bedeutung dieser Faktoren für das akademische Studium überhaupt nicht zu würdigen vermag, der wird, mag er nun für sich arbeiten oder den Müßiggang pflegen, in seinem ganzen Wesen ein Philister bleiben und auch im späteren Wirken weder seine Einseitigkeit noch seine Befangenheit verlieren. Unter solchen Umständen wird es auch hinsichtlich der Art der Arbeit und des Geistes des Studiums für jeden jungen Theologie Studierenden von der größten Wichtigkeit sein, daß er möglichst bald an einem anregenden Verkehr teilnehmen kann, sei es, daß er sich an ältre Freunde anschließt oder in einen bereits bestehenden, geschlossenen Verein eintritt oder vereint mit andern einen neuen, mehr oder minder abgegrenzten Verkehrskreis gründet. Zu solchem Verkehr, in dem man Leid, Freude und Arbeit teilt und austauscht, wählt man am besten eine Reihe unmittelbarer Fachgenossen, womöglich aber nicht nur Fachgenossen, sondern auch Glieder andrer Fakultäten. So wird die persönliche Anregung, deren man zum Fachstudium bedarf, dargeboten und doch der Einseitigkeit gewehrt.

Wenn aber alle diese Verhältnisse für das Studium und ganz besonders für die ersten Semester von solcher Bedeutung sind, so erhebt sich die Frage: Ist es nicht Aufgabe der theologischen Professoren, mehr, als es gegenwärtig geschieht, ihr Augenmerk darauf zu richten und die Funktionen, welche so der zufällige akademische Verkehr ausübt, durch ihren Einfluß zu unterstützen, zu ordnen und zu leiten, mindestens aber zu beobachten und vielleicht hier und da durch ihr persönliches Eingreifen zu ersetzen oder zu ergänzen?

Einige wenige Punkte bedürfen noch besondrer Erörterung. Vor allem ist es seit einigen Jahrzehnten leider Mode geworden, daß wohlmeinende ältere Pastoren oder kirchlich gesinnte Väter und Lehrer ihre zur Universität abgehenden Söhne, Schüler und jungen Freunde vor der „Kritik“ warnen und nicht bloß bestimmte Richtungen, sondern auch einzelne akademische Lehrer oder einzelne Resultate der Wissenschaft von vornherein als ungläubig und unchristlich bezeichnen — leider meistens, ohne selbst den genügenden Überblick oder ein begründetes Urteil in der Sache zu

haben — nur aus Vorurteil oder nach Hörensagen oder aus unbestimmter Angst für die Seele und das Fortkommen des jungen Theologen. Man rät ihnen, bei den betreffenden Dozenten dies oder jenes Kolleg nicht zu hören, oder zwingt sie sogar kraft väterlicher Autorität zu solchem Verzicht. Oder man empfiehlt ihnen, sich zwar die Methode des betreffenden Dozenten anzusehn und anzueignen, aber nicht ihre Resultate — als ob nicht Methode und Resultate miteinander stünden und fielen, falls überhaupt die Methode die rechte ist. Man warnt vor bestimmten Anschauungen und Büchern, als müßten sie notwendig zum Unglauben und Verderben führen, könnten aber doch nicht widerlegt werden. Oder man sendet wohl gar die jungen Gottesgelehrten auf eine ferne, an sich höchst wenig bietende Universität, bloß um sie vor der kritischen Zugluft zu beschützen. Wir wollen hier weder der kritischen noch der unkritischen Einseitigkeit, weder dem liberalen noch dem orthodoxen Parteistandpunkte das Wort reden. Aber dringend wünschenswert ist es, daß der Studierende der Theologie die verschiednen Anschauungen und Richtungen der Gegenwart selbständig aus dem Leben kennen lerne, wenn nicht durch den Besuch von mindestens zwei ihrem Charakter nach verschiednen Universitäten, so doch wenigstens durch das gründliche Studium von Schriften und Werken, welche den verschiedenartigsten Standpunkten entsprechen. Es ist geradezu unverantwortlich, wenn man die jungen Theologen kopfscheu macht vor der Kritik oder sie aus irgendwelchen Gründen hindert, auch die kritischen Erscheinungen unsrer Tage gründlich kennen zu lernen. Denn es ist ihre Pflicht und Aufgabe, das Evangelium wissenschaftlich gründlich zu erfassen und alle Formen, in denen es bekannt, erfaßt und verkündet wird, auch alle Afterformen und Entstellungen und nicht minder alle Gegengründe, die man gegen das Evangelium geltend gemacht hat, zu beobachten. Dazu studieren sie ja eben Theologie, daß sie lernen, in rechter Weise das rechte Evangelium zu predigen, auch allen Einwendungen gegenüber Rechenschaft abzulegen, das Entstellte zu berichtigen und das Falsche zu widerlegen. Nur so erwerben sie das Recht, später als geistige Leiter der Gemeinden aufzutreten. Dabei versteht es sich aber von selbst, daß das Studium der Theologie, ebenso wie das Erlernen eines jeden

andern Berufs oder Handwerks, seine eigenartigen Versuchungen und Gefahren hat. Von diesen Versuchungen und Gefahren darf man um des Berufs willen die jungen Leute nicht zurückhalten. Alle die Schwierigkeiten, die Abgründe, die Irrungen eines solchen Gebiets müssen dem Sachverständigen, dem Fachmann bekannt werden. Man kann kein guter Schwimmer werden, ohne ins Wasser zu gehen und sich auch solchen Stellen anzuvertrauen, wo man keinen Boden unter den Füßen fühlt. Und der Schiffsjunge muß aufs Meer hinaus und selbst beim Sturm die Masten erklettern, wenn er später ein tüchtiger Matrose oder ein guter Steuermann werden soll. Oder soll man etwa auch dem Zimmermannslehrling das Beil nicht anvertrauen, weil er sich damit verletzen und den Balken verunstalten kann? —

Nun, der junge Theologe, soll er anders ein guter Pfarrer werden, muß auch ins Wasser hinabsteigen, will er im Strome des modernen Lebens und, wenn's nötig ist, gegen den Strom schwimmen können. Er muß hinaus ins wilde, wogende Meer der kämpfenden Richtungen und Strömungen und Anschauungen und muß es lernen, seine Pflicht zu thun und nicht zu straucheln, auch wenn der Sturm um ihn pfeift und der Anprall der Wogen das Schiff erzittern macht und die Sturzwelle das Deck überströmt. Er muß, ehe er bauen, ordnen und zusammenfügen kann, prüfen und messen, behauen und sichten lernen; verletzt er sich bei der Übung oder schädigt er das ihm anvertraute Material, so wird er später doppelt vorsichtig und umsichtig sein. Gerade, wer einen positiven Standpunkt mit Sicherheit und Überzeugung vertreten will, muß sich mit der kritischen Methode und den negativen Richtungen vertraut machen, damit er sie nicht zu fürchten braucht. Es entspricht der Wahrheit und Gerechtigkeit doch mehr, zu arbeiten und zu widerlegen, als nicht zu verstehen und doch zu verurteilen. Zudem ist es geradezu die Berufspflicht eines Pfarrers, welcher negative Resultate oder liberale Anschauungen für gefährlich, falsch und verderblich hält, die Vertreter solcher Richtung zu gewinnen und eines bessern zu überzeugen. Wie will er das machen, wenn er jene Anschauungen nicht durch selbständige Arbeit, sondern nur nach Hörensagen und Vorurteil kennt? Wird er da fähig sein, für seine Aufgabe die richtigen Ausgangspunkte und für eine

fruchtbare Verständigung den rechten Ton zu treffen? Wird er im stande sein, das Berechtigte in der Ansicht des Gegners und das Gemeinsame, so wenig es auch sein mag, in Gerechtigkeit anzuerkennen und daran anzuknüpfen zur weitern Versöhnung und Belehrung, zur Betonung dessen, was ihm unumgänglich erscheint zum Heil? —

Leider ist vielmehr im Gegenteil zu fürchten, daß die Unwissenheit und Ungerechtigkeit oder das unpraktische Benehmen des „positiven" Pfarrers den Gegner erst recht verbittere und verstocke und die Gegensätze noch mehr verschärfe. Die heutzutage leider von vielen älteren Geistlichen gegebnen Ratschläge für das theologische Studium sind also insofern sehr bedenklich, als sie, weit entfernt, den Theologen sicher und fest zu machen für seinen Beruf, ihn vielmehr nach einer Seite hin für diesen Beruf unfähig zu machen drohen. Solche Ratschläge, die das Studium zu einer sehr bequemen Sache machen, sind an der oben geschilderten Verlegenheit und Unsicherheit unsers heutigen Pfarrerstandes gegenüber den Fragen und Aufgaben des modernen Lebens nicht zum wenigsten schuld. Anderseits führen sie aber auch gar nicht einmal zu dem gewünschten Ziel. Man kann es in der Gegenwart oft genug beobachten, daß Kandidaten und junge Pfarrer, die als Studenten völlig vor dem Zugwind der Kritik behütet waren und es wohl gelernt hatten, über andre Anschauungen den Stab zu brechen, später einen durchgreifenden Umschwung erleben und nun ihre neugewonnenen Anschauungen, zu deren Klärung und Vertiefung sie jetzt nicht mehr die genügende Zeit haben, mit doppelter Schärfe und Rücksichtslosigkeit herauskehren. Man weiß, daß diese Männer, sowohl sittlich wie wissenschaftlich, nicht die schlechtesten Theologen sind. Aber gesunder und günstiger für sie wie für ihren Wirkungskreis wäre es gewesen, wenn diejenigen Fragen und Probleme, die nun auf sie mitten in ihrer praktischen Amtsthätigkeit in ihrer Isoliertheit und bei ihrer Arbeitslast mit aller Macht einstürmen, während der Studienzeit von ihnen erfaßt, durchgearbeitet und gelöst wären. Damals hatten sie Zeit und Mittel und mancherlei Förderung und Leitung dazu, und damals gehörte dies mit zu den Pflichten ihres Studiums, die sie freilich, auf den wohlgemeintesten Rat hin, nur sehr einseitig erfüllt

haben. Jetzt aber haben sie es endlich in der Praxis gemerkt, daß die Art des Vogels Strauß, welcher, um seinen Gegnern und Verfolgern zu entgehen, den Kopf in den Busch stecken soll, doch wenig zweckmäßig ist. So zahlen sie nachträglich doch der Kritik und der Wissenschaft um des Evangeliums willen ihren Tribut. Glücklicherweise aber ist die umgekehrte Erfahrung noch unendlich viel häufiger: nämlich die, daß junge Theologen, die während des akademischen Studiums in frischer Begeisterung nur zu sehr sich gerade dem Neuen in der Theologie hinzugeben, dem kirchlichen Liberalismus anheimzufallen und im wesentlichen negative Resultate zu vertreten schienen, später im Amt eine erfreuliche und fruchtbare Wirksamkeit in positivem Sinne entwickeln. Sie brauchen deshalb weder mit allen ihren frühern theologischen Arbeiten und Anschauungen noch mit ihrer bisherigen Entwickelung gebrochen zu haben; aber das Pfarramt und die Praxis rücken gar manche Frage in ein andres Licht und zeigen dem, der wirklich vom Evangelium durchdrungen ist und einen offnen, wahren, empfänglichen Sinn hat, in andrer, nie geahnter Weise, was die Hauptsache und was nebensächlich oder gleichgültig ist. Allein wie der Wein gären muß, so soll ein jeder gute Theologe einmal durch die Kritik hindurchgehen und es lernen, was wissenschaftlich fragen und suchen heißt. Dabei soll man ihm keine Fesseln anlegen oder Gesetze vorschreiben oder die Endergebnisse von vornherein diktieren; aber man soll ihn Methode lehren und Grundsätze und aufrichtiges, nüchternes Urteil und die Demut, die offen auch die Grenzen ihrer Erkenntnis anerkennt und den Unterschied zwischen geschichtlich sicher verbürgter Wahrheit und einer noch so geistreichen Hypothese nie vergißt. Eine gute Sache braucht die genaueste Prüfung nicht zu scheuen. Wer daher wirklich Zutrauen hat zur Sache des christlichen Evangeliums, der wird den künftigen Dienern des Worts nicht ängstlich den Gang der kritischen Forschung vorenthalten; er weiß, daß das Evangelium aus jeder Prüfung nur gestärkt, verjüngt und geläutert hervorgehen wird. Ja, in gewissem Sinne ist unser ganzes theologisches Studium nichts andres als ein kritisches, d. h. ein wissenschaftlich prüfendes Studium; und kritische Bildung ist somit nicht ein Hemmnis, sondern ein notwendiges Er-

forderniß für den Dienst des Pfarrers an der Kirche. Ein rechter Pfarrer wird, was er gelernt hat und für Wahrheit hält, nicht verleugnen, aber er wird es stets weiter prüfen und seine theologischen Anschauungen wie sein ganzes Leben immer mehr läutern und durchbilden nach den höchsten, heiligsten Zielen und Maßstäben, nach der frohen Botschaft, zu deren Verkündigung er berufen ist. Darum gilt auch für den theologischen Studenten der apostolische Grundsatz: „Prüfet alles, und das Gute behaltet!" Sturm und Unwetter vermögen die Theologen nicht zu bannen. Aber sie sollen wenigstens das Fahrwasser und die Klippen und die Strömungen ordentlich kennen, wenn sie das Schifflein der Kirche leiten wollen. Oder sollen sich die Gemeinden Steuerleuten anvertrauen, die auf ihrem eignen Gebiet nicht kundig und sicher sind?

Daher sei es noch einmal wiederholt. Es ist ein sehr bedenklicher Weg und eine zweischneidige Waffe, wenn Pfarrer, Lehrer, Eltern durch jene Ratschläge die jungen Theologie Studierenden davon zurückhalten, daß sie gründlich studieren, wenn Konferenzen und Kirchenzeitungen solches Verfahren als Glauben und Weisheit preisen. Das nützt nur scheinbar und nur für den Augenblick. Aber es verwüstet die Theologie, entnervt den Pfarrstand, schwächt das Pfarramt und schädigt die Kirche. Das Bedenklichste aber ist dies, daß es den Schein erweckt, als habe das Evangelium eine genaue und unparteiische Prüfung zu fürchten, als seien für seine irdische und menschliche Seite nicht dieselben Maßstäbe gültig wie für alles andre, was wir Menschen besitzen und treiben, als hätten die Vertreter des Christentums selbst kein Vertrauen mehr zu der Wahrheit und dem Siege ihrer Sache. Wo die Gewissenhaftigkeit und der Fleiß und ein offner, empfänglicher Blick, wo ein weites und mutiges Herz, Wahrheitssinn und Gerechtigkeit ungern gesehen wird, da muß es allerdings schlecht bestellt sein. Aber so weit sind wir, Gott sei Dank, noch nicht. Im Namen nicht bloß der Theologie, sondern auch der Kirche, des Evangeliums, der Wahrheit ist zu protestieren gegen jenes weitverbreitete, kurzsichtige Verfahren, wodurch man die Seelen zu schützen und zu retten meint und schließlich weit mehr schadet als fördert. Man leite die jungen Theologen und arbeite mit ihnen, wenn man kann!

Man halte ihnen immer wieder die großen, positiven Ziele und Aufgaben vor! Man bewache ihre sittliche Entwickelung und behandle wissenschaftliche Fragen wissenschaftlich! Man widerlege sie, wenn sie bedenklichen Ansichten zuneigen, mit Gründen und gebe ihnen die rechten und höchsten Gesichtspunkte an. Man warne sie vor Überhebung und vor allzu zeitigem Abschluß ihrer Anschauungen! Und vor allem bete man für sie und empfehle sie unserm Gott, der einen jeglichen führt und bewahrt nach seinem Willen! Aber mit unbegründeten Warnungen, mit Verdächtigungen und frommen Redensarten, mit Schlagworten und Autoritätsaussprüchen störe man nie die selbständige und gesunde Entwickelung eines jungen Theologen. Glaubt man nur mit solchen Mitteln rechte Pfarrer heranbilden zu können, so sollte man überhaupt lieber die jungen Leute davon abhalten, Theologie zu studieren! Das sind protestantische Mittel nicht mehr. In der evangelischen Kirche ist es Grundsatz und Recht, daß die freie, wissenschaftliche, theologische Durchdringung und Behandlung des Evangeliums weder Glauben noch Frömmigkeit noch Kirche schädigt, sondern, recht geübt, im Dienste des Evangeliums und der Wahrheit und der Christenheit steht. Das lassen wir nicht umstoßen. Wenn aber in der Gegenwart jener Kleinglaube gegenüber den neueren Entwickelungen der Wissenschaft und besonders der Theologie weite Kreise des Pfarrstandes beherrscht und zu sehr zweifelhaften Schritten verleitet, so dürfte es doppelt die Aufgabe der akademischen Lehrer sein, die Studenten und die Pfarrer von der Berechtigung und Notwendigkeit der Kritik zu überzeugen — nicht nur theoretisch und bei besondern Gelegenheiten, sondern vor allem dadurch, daß sie bei aller Freiheit und Unbefangenheit der Forschung stets in ihrem Berufe wie in ihrem übrigen Leben die großen positiven Gesichtspunkte des Christentums beachten und hervortreten lassen. Man soll es wissen und glauben, daß ein klarer Blick, ein gerader Sinn und ein freies Wort wohl zusammenwohnen können mit einem warmen, innig frommen Herzen. Man muß es fühlen, daß die theologischen Professoren nicht neben der Kirche, sondern in der Kirche und für die Kirche da sind. Und man soll endlich aufhören, Mißtrauen und Vorurteile systematisch zu verbreiten, unter denen die gemeinsame Arbeit von Lehrer und Schüler, von

theologischer Fakultät und geistlichem Amt notwendig leiden muß. Denn kein Kampf ist schwerer, als der gegen ein eingewurzeltes und stillgenährtes Vorurteil, und keine Erziehung aussichtsloser, als diejenige, bei welcher Eltern und Pfarrer, die Vertreter der Pietät, stetes Mißtrauen gegen die Lehrer in die Herzen der Jugend säen. Wer Mißtrauen sät, wird Zweifelsucht und Ungehorsam ernten. Das aber ist nicht die Luft, in welcher die Kirche Jesu Christi gedeiht. Soll daher das akademische Studium wirklich für die Kirche fruchtbar werden, so ist es durchaus notwendig, daß die Pfarrer und Lehrer und die Eltern der jungen Theologen das gute Zutrauen zu den Universitäten festhalten oder wiedergewinnen, welches die letztern zweifelsohne trotz aller Verdächtigungen verdienen. Sie können gewiß sein, daß die theologischen Fakultäten allesamt und die theologischen Dozenten, ein jeder in seiner Weise, mindestens den guten Willen haben, allein die christliche Wahrheit und die rechte Erkenntnis Jesu Christi zu fördern und auszubreiten. Ist der Weg dabei ein verschiedner und sind die Methoden zuweilen unpraktische, die Resultate zweifelhafte, ist die Behandlungsweise nicht allen genehm, so braucht das die Berechtigung eines freien theologischen Studiums und den eigentümlichen Wert der verschiednen theologischen Fakultäten durchaus nicht zu beeinträchtigen. Zudem aber sind in den meisten Fällen Pfarrer, Lehrer und Eltern weder berufen noch im stande, ein völlig sachgemäßes Urteil über diese Verhältnisse abzugeben. Sie lassen voll Gottvertrauen die Jugend hinausziehn in die Fremde, ohne sie fernerhin vor weit schlimmeren Gefahren, die dort lauern, bewahren zu können. Um so mehr mögen sie sich auch dessen getrösten, daß unser Gott größer ist als jede unberechtigte Kritik und jede christusfeindliche Wissenschaft. Die Deiche und Dämme dagegen, die menschlicher Kleinglaube baut, werden doch alle bald durchbrochen und hinweggerissen durch die gewaltigen Strömungen der gottgelenkten Geschichte.

Leichter als diese weitgreifende Frage erledigt sich ein andrer Punkt, welcher freilich nicht ganz hier übergangen werden darf: die Auswahl der Vorlesungen nämlich, welche der junge Student der Theologie hören soll. Allerdings herrscht in dieser Hinsicht bei allen Verständigen ein stillschweigendes Einverständnis. Trotz-

dem liegen auf diesem Gebiete unleugbar große Mißstände vor. Es hat eine gewisse Berechtigung, wenn eine Stiftung, eine Stadt oder ein Land ihre bedeutenderen Stipendien von dem genau bestimmten Besuch einer einzelnen Universität abhängig macht. Gleichwohl aber ist es bedauerlich, wenn durch derartige Gründe ein junger Theolog veranlaßt wird, die ganze Zeit seines Studiums nur an dieser einen Universität zuzubringen. Bedauerlicher aber ist es noch und sehr bedenklich, wenn die Auswahl der Kollegien, die gehört und belegt werden, nicht nach dem innern Wert der betreffenden Vorlesungen und nach einem richtig angelegten Studienplan getroffen wird, sondern nach Rücksichten, welche dabei gar nicht in Frage kommen dürften. Und doch ist es leider allbekannte Thatsache, das vielfach beim Belegen der Kollegien der ausschlaggebende Gesichtspunkt lediglich der ist, daß der Student es mit diesem oder jenem Professor nicht verderben möchte, weil die Verleihung gewisser Stipendien oder der Ausfall des demnächstigen Examens davon abhängig sein kann. So kommt es auf den Universitäten fast regelmäßig vor, daß eine Reihe von Studenten die langweiligsten Vorlesungen eines Professors belegt, in der Hoffnung, auf diese Weise — wenigstens bei der nötigen Ausdauer im Laufe der Zeit — durch ihren Gönner ein bedeutenderes Stipendium oder eine andre Vergünstigung zu erhalten. Mögen jene Studenten nun diese Vorlesungen, nachdem sie sie belegt haben, mit eiserner Konsequenz „schwänzen“ oder mit möglichst großer Geduld besuchen — beides ist unwürdig, weil ganz verkehrte Rücksichten in Betracht gezogen sind, und gleicherweise schädlich, weil in dem einen Falle das Geld einfach weggeworfen wird, im andern Falle aber nicht bloß das Geld, sondern auch die Zeit und zumeist auch das Interesse und die Begeisterung für den Beruf, welche nirgends so sehr in Gefahr kommt wie bei langweiligen Kollegien. Schlimmer noch ist die Methode des Belegens, welche, besonders auf einer Universität, leider sehr häufig gefunden wird, nämlich die, daß der Student, um es mit keinem der betreffenden Professoren zu verderben, die Vorlesungen mehrerer Professoren, die genau in derselben Zeit gehalten werden, zugleich belegt und bezahlt, während er doch nur eine wirklich hören kann und vielleicht in manchen Fällen

keins der belegten Kollegien ordentlich hört. Es versteht sich von selbst, daß ein derartiges Treiben von den Herren Professoren nicht hervorgerufen ist, auch schwerlich von ihnen unterstützt oder begünstigt wird. Viele mögen es gar nicht einmal beachten. Aber es ist doch fraglich, ob mit der nötigen Kraft solchem Unwesen entgegengearbeitet wird. Vor allen Dingen aber sollten Eltern und gute Freunde die Studierenden nicht zu solchem Handel nötigen oder überreden. Selbst wenn so der äußre Zweck, eine gute Examensnummer oder ein größeres Stipendium, erreicht würde, so dürfte es doch ein bedenklicher Handel sein. Für eine pekuniäre Erleichterung oder etwa ein rascheres Avancement opfert man ohne Bedenken Lust und Arbeitskraft und eine Reihe der schönsten Arbeitsstunden hin. Es wäre ja sehr verkehrt zu behaupten, daß man in langweiligen Kollegien nicht auch viel lernen könne, oder daß ein jeder Stoff ohne weiteres gleich interessant dargestellt werden könnte. Auch wird besonders der ältere Student, welcher bereits frisch in der Arbeit ist und Urteil und Übersicht sich einigermaßen erworben hat, in trocknen Vorlesungen das Gute und Förderndе ebenso finden und schätzen lernen wie in den interessanteren Stunden. Aber verwerflich bleibt eine Handlungsweise, welche die Auswahl der Kollegien zu einer Art Börsenspekulation benutzt. Einem jungen Studenten wird man für die ersten Semester überhaupt nur den Rat geben können, langweilige Kollegien, die nicht anziehen und erfrischen, überhaupt zu meiden und nur das zu hören, was ihm die Lust an seinem Studium weckt und nährt. Man bedenke doch, in welcher Situation die meisten „Füchse“ auf der Universität sind. Mit großen idealen Erwartungen kommen sie vom Gymnasium; sie wähnen, nun dem Borne der Wissenschaft unmittelbar nahe zu sein und hier die nach Erkenntnis dürstende Seele in vollen Zügen zu sättigen. Den trefflichen Unterricht in der Prima des Gymnasiums haben sie für einen Vorgeschmack geachtet der reichen, köstlichen, geistigen Speise, die ihrer nun wartet. Welche Enttäuschung, wenn man sie nun aus unberechtigten Rücksicht zwingt Vorlesungen anzuhören, die an Monotonie der Form und an Dürre des Inhalts musterhaft sind! Statt der Ideale trockne Notizen, Zahlen, Namen; statt der

begeisternden Weisheit unerquickliches Wissen, statt der Förderung Langeweile! Da tritt der Schulunterricht bei einem Vergleiche in ein helles Licht, und gar leicht schwindet die warme Begeisterung für den erwählten Beruf und der stille, sichre, arbeitsfrohe Sinn. Man fühlt sich gedrückt und öde und tastet nach einem Ausweg. Das Pflichtgefühl kämpft mit der Neigung. Die einen verrichten ihr Tagewerk, aber aus freien Gliedern der Hochschule werden sie Tagelöhner in ihrer Arbeit; und die andern werden unlustig zum Beruf und nachlässig in ihrer Pflichterfüllung. So rächt sich der „gute Rat" und das vortreffliche Handelsgeschäft; und man braucht sich nicht zu verwundern, wenn es solchen Studenten später schwer wird, die freie, arbeitsfreudige Gesinnung wiederzuerringen und ihre Arbeit, wie ihre theologische Anschauung von falschen Rücksichten unbeeinflußt zu erhalten. Der entgegengesetzte Weg ist der richtige. In den ersten Semestern thut es not, vor allem den Funken zu entzünden und zur hellen Glut anzufachen. Später mag man das Feuer in Stille und Geduld nähren und wohl zusehen, daß es kein eitles Strohfeuer und kein verheerender Brand werde, sondern milde, gleichmäßige, leuchtende, wärmende Flamme. Nie aber soll man Begeisterung und jugendliche Empfänglichkeit und idealen Sinn um äußre Vorteile verschachern!

Wir verlangen somit, daß die Theologie Studierenden nicht in falscher Weise beeinflußt werden. Um so notwendiger aber ist, daß der richtige Einfluß stets auf sie ausgeübt wird. Hier kommt besonders das Verhältnis zwischen Professor und Student in Betracht, sowohl bei der gemeinsamen Arbeit, wie im freien, geselligen Verkehr. Für dieses Verhältnis, welches in seiner eigentümlichen Art lange nicht genug beachtet, sondern meist nach einer trägen Tradition geregelt wird, fassen wir unsre Desiderien zusammen in das eine Wort: es fehlt in diesem Verhältnis vielfach an der rechten Pädagogik. Nicht von Vorlesungen über Pädagogik soll die Rede sein, sondern davon, daß viele Dozenten ihre Aufgabe viel zu wenig als eine pädagogische auffassen und viel zu wenig sich in der rechten Pädagogik üben.

„Aber Pädagogik, Herr Doktor?!" höre ich da einwenden, — „die jungen Leute sind doch als Studenten keine Kinder mehr,

sie haben ja die Reifeprüfung bestanden und das Reifezeugnis erworben, sie sollen frei und nicht nach Autoritäten über die ihnen objektiv vorgetragene Wahrheit urteilen lernen." Allein, was an diesen Einwendungen richtig ist, steht der oben gestellten Forderung gar nicht entgegen. Die von den Professoren geübte Pädagogik schließt keineswegs den freien und an Autoritäten nicht gebundenen Gang des Studiums aus; sie ist aber auch ihrerseits nicht dadurch ausgeschlossen, daß die Studenten erwachsene Leute und reif zum Studieren sind. Sie ist eben eine Pädagogik eigner Art. Daß es aber überhaupt mit der Pädagogik bei der Erziehung und Ausbildung der verschiednen Schichten unsers Volkes eine seltsame Bewandtnis hat, läßt sich nicht leugnen, wiewohl eigentlich wenig die Aufmerksamkeit auf die hierbei sich deutlich darbietende, eigentümliche Stufenfolge gerichtet wird. Es ist bekannt, daß die künftigen Volksschullehrer auf unsern Volksschullehrerseminarien theoretisch und praktisch in der Pädagogik ganz vorzüglich ausgebildet werden, und daß unsre Volksschulen deshalb auch Vorzügliches leisten. Hier wissen die Lehrer auf ungemein einfache Weise, mit geringen Mitteln und in gewandter Form den Kindern sehr viel beizubringen und mit sehr unbedeutenden, elementaren Faktoren sehr viel zu erreichen. Weit weniger ist schon bei den Gymnasiallehrern von Pädagogik die Rede. Während ihres Studiums, das meist so angelegt ist, als sollte ein jeder Philologe Gelehrter und Professor werden, hören sie ein oder das andre Kolleg über Pädagogik. Aber die wenigsten machen einen praktischen Kursus in einem pädagogischen Seminar durch. Ihre ganze pädagogische Ausbildung finden sie eigentlich erst in der Praxis selbst, teilweise durch die gelegentlichen Winke des Direktors und Schulrats, teilweise durch den eignen glücklichen Takt, durch Experimentieren und schlechte Erfahrungen. Ein jeder, der ein Gymnasium absolviert hat, weiß, daß es unter den Gymnasiallehrern vorzügliche Pädagogen gibt, aber nicht minder auch eine ganze Reihe, denen jede pädagogische Gewandtheit abgeht. Im allgemeinen wird man zugestehen müssen, daß die Pädagogik in den Volksschulen regelrechter, bewußter, erfolgreicher geübt wird als auf den Gymnasien. Bei der dritten und höchsten Stufe fällt der Vergleich freilich noch trauriger aus: auf den

„Hochschulen“ pflegt man die Pädagogik bei der gemeinsamen Arbeit fast ganz außer acht zu lassen. Der akademische Dozent pflegt, wenn er nicht etwa aus einem Pfarr- oder Schulamt an die Universität berufen wird, sich um die Pädagogik blitzwenig zu bekümmern. Hat er seine Habilitationsschrift geschrieben und möglichst viel gelehrten Stoff zusammengearbeitet, so fängt er an zu „lesen“ und wird in den meisten Fällen gar nicht das Bewußtsein haben, daß er seinen Zuhörern gegenüber sowohl bei den Vorlesungen wie im persönlichen Verkehr auch eine gewisse Pädagogik zu üben hat. Und doch — wenn es wahr ist, was wir oben über die Aufgaben des akademischen Lehrers gesagt haben, so ist es vor allen Dingen wichtig, daß der theologische Professor von diesem Bewußtsein stets getragen wird. Gewiß, die Pädagogik der Universität ist nicht gleich der Pädagogik der Volksschulen und Gymnasien. Aber in ihrer Art ist sie schlechthin notwendig, und sie wird um so freier und richtiger angewandt werden, je mehr der akademische Lehrer auch Kenntnis und Erfahrung hat von der Pädagogik jener Vorstufen. Es ist eben auch bei dem gelehrten Wissen nicht einerlei, wie es vermittelt wird. Durch richtige Pädagogik kann dem Studenten das Studium ebensosehr erleichtert, verschönert und fruchtbar gemacht werden, wie es durch den Mangel an Pädagogik schwer, unangenehm und nutzlos wird. Diese Erkenntnis sollte die Professoren bei der Ausarbeitung ihrer Hefte und bei der Vorbereitung auf ihre Vorlesungen viel mehr leiten, und das Problem, welches sich aus dieser Erkenntnis ergibt, sollte viel mehr von ihnen beachtet und bedacht werden, als es geschieht. Es kommt doch nicht bloß darauf an, daß der mitgeteilte Wissensstoff gelehrt und richtig ist. Mindestens ebenso wichtig ist, daß die Art, wie er behandelt wird, den jedesmaligen Umständen entspricht. Je nach dem Zeitraum, welcher für die Behandlung des betreffenden Stoffes zur Verfügung steht, nach den Fragen, welche in der Gegenwart besonders lebhaft erörtert werden, nach der Zahl und der Erkenntnisstufe der Zuhörer wird die Vorlesung einen verschiednen Charakter annehmen. Der Professor muß das Niveau seiner Zuhörer wohl kennen und danach seine Belehrung einrichten. Er darf nicht so reden, als habe er lauter Fachgenossen oder künftige

Dozenten vor sich; noch weniger aber darf er den Studenten in oberflächlicher oder schulmeisterlicher Weise behandeln. Jede Minute, die auf etwas für alle ohne weiteres Selbstverständliches verwandt wird, ist verloren. Derselbe Gegenstand wird vor älteren Semestern oft anders behandelt werden müssen als vor Füchsen; und in einer Vorlesung, an welcher die verschiedensten Semester sich beteiligen, muß der Dozent den Jüngeren verständlich werden, ohne die Fortgeschrittenen zu langweilen. Er muß alle führen und leiten durch seine geistige Überlegenheit, ohne doch für sie in falschem Sinne eine Autorität sein zu wollen, der sie sich ohne Gründe beugen müßten. Er muß, was er vorträgt, so auswählen und gruppieren, daß zunächst alle notwendigen Kenntnisse und Gesichtspunkte berücksichtigt sind, und daß genügend durch die ganze Art der Behandlung hervortritt, was Hauptsache und was minder wichtig ist. Er soll endlich gerecht und unparteiisch urteilen. Seine Darstellung kann das Pathos entbehren, aber sie darf nicht der Wärme ermangeln, in welcher sich die unmittelbare, lebendige Teilnahme an dem behandelten Gebiete zeigt. Kurz, der Dozent darf nicht bloß der Souffleur der Wissenschaft sein. Er soll im besten und tiefsten Sinne Lehrer werden; und die rechte Pädagogik soll ihn davor bewahren, daß seine Vorlesung nichts weiter ist als ein totes, nur für den Augenblick galvanisiertes Heft.

Übrigens ist es wünschenswert, daß der Professor die pädagogische Seite seiner Aufgabe noch weiter im Auge behalte. Nur ein Punkt mag hier als Beispiel erwähnt sein. So komisch es klingen mag, so ist es doch Thatsache, daß die meisten Studenten in ihren ersten Semestern nicht recht wissen, wie sie wissenschaftliche Bücher benutzen sollen. Die Professoren schwanken meistens zwischen den beiden Extremen, entweder Bücher und Quellen in ihren Vorlesungen gar nicht namhaft zu machen, sondern höchstens die Ahnung von einer unermeßlichen, freilich etwas chaotisch hinter ihrer Arbeit liegenden Litteratur zu erwecken, oder durch die Haufen der Citate, Quellenangaben und zu vergleichenden Schriften den Anfänger zu verwirren. Der Erfolg ist der, daß eine große Zahl der Zuhörer überhaupt abgeschreckt wird, sich gründlicher mit der betreffenden Litteratur bekannt zu machen, während

manche sich freilich mit großem Eifer an das Studium der einschlägigen Schriften machen, aber dabei trotz allen Fleißes viel Zeit unnütz verlieren, weil ihnen bei der Auswahl wie bei der Lektüre Anleitung und Übung fehlt. Ist's nun schon eine pädagogische Kunst, an der rechten Stelle auf die rechten Bücher zu verweisen, so ist der Erfolg doch von der Methode abhängig, wie diese Hinweisung verwertet wird. Sei es in den Vorlesungen, sei es bei andrer passender Gelegenheit — der Dozent sollte stets seinen Zuhörern einige praktische Winke geben, wie man wissenschaftliche Bücher liest und exzerpiert, auf welche Punkte man bei der Lektüre dieser oder jener Schrift zu achten hat, welches diejenigen Bücher sind, die man notwendig durchgearbeitet haben muß, welche am einfachsten zur Orientierung verhelfen, und welche sich zur Anschaffung besonders empfehlen. Er sollte diejenigen Bücher besonders bezeichnen, die trotz aller Schwerfälligkeit und Trockenheit vor allem studiert werden müssen, und wiederum diejenigen, bei welchen der wissenschaftliche Gehalt in eine so angenehme Form der Darstellung eingekleidet ist, daß ihr Studium eine Erholung und eine Arbeit zugleich genannt werden kann. Er sollte endlich hier und da auch darauf aufmerksam machen, in welcher Reihenfolge am besten diese und jene Bücher gelesen werden; denn auch dieser Punkt ist für die Leichtigkeit und den Erfolg des Studiums oft von großer Bedeutung. Mindestens aber sollte der Professor, wenn er seine Zeit durch derartige Winke nicht zu arg einschränken will, an geeigneter Stelle zur Lektüre etwaiger treffender Rezensionen anregen. Am fruchtbarsten freilich wird alle derartige Anleitung sein, wenn der Professor seine Winke nicht nur im allgemeinen gibt, sondern auf den Studiengang seines Zuhörers so weit achtet, daß er seine Ratschläge nach den individuellen Neigungen, Bedürfnissen und Fortschritten des einzelnen richten kann.

In allen diesen Beziehungen ist es ein erfreuliches Zeichen, daß in den letzten Jahrzehnten die Bedeutung und Thätigkeit der wissenschaftlichen Seminarien, Societäten und Übungen so sehr gewachsen und das einseitige Hören der Vorlesungen in Rückgang begriffen ist. Wünschenswert freilich wäre es, und es ist auch zu hoffen, daß in noch weit höherem Grade die Vorlesungen durch

derartige Übungen ergänzt und fruchtbar gemacht oder in ihrem Charakter solchen Seminarien und Societäten angenähert werden. Die Seminarien, Societäten und praktischen Übungen haben auf unsern Universitäten noch eine große Zukunft, weil sich dabei die Mitteilung des gelehrten Wissens in ganz anderm Maße mit lebendiger Pädagogik verbinden läßt als bei den „Vorlesungen"; denn in solchen praktischen Übungen lernt man selbständiges Arbeiten und Urteilen. Da gewöhnt man sich an Methode und an Anwendung von Grundsätzen. Da tritt der Unterschied zwischen Wesentlichem und Nebensächlichem viel deutlicher hervor. Da übt man sich in der praktischen Verwertung, in der Wiederholung, Befestigung und Beherrschung des gelernten Stoffes. Da ist gemeinsame Arbeit des Lehrers und der Schüler, und der gegenseitige Wetteifer fördert Streben, Kräfte und Erkenntnisse. Da lernt der Professor immer wieder das geistige Niveau seiner Schüler durch ihre Antworten und Fragen kennen und lernt auch ihre individuellen Anlagen und Fortschritte berücksichtigen. Da verbindet sich die methodische Gründlichkeit des Spezialstudiums mit der Übersicht über die weiten Gebiete und die allgemeinen Fragen mit der Vielseitigkeit und Lebhaftigkeit der gemeinsamen Erörterung und des gegenseitigen Austausches. Somit sind Seminarien, Societäten und praktische Übungen für Professoren wie für Studenten die wichtigsten und empfehlenswertesten Stätten erfolgreicher Thätigkeit, zugleich auch ein Gebiet, auf welchem am leichtesten und segensreichsten gemeinsame Bande herzlicher, persönlicher Beziehungen zwischen Lehrer und Schüler sich knüpfen.

Von diesen persönlichen Beziehungen zwischen Professor und Studenten muß hier ebenfalls kurz die Rede sein. Denn da liegt auch ein Moment, welches geeignet ist, das akademische Studium erfolgreich und zweckmäßig zu gestalten. Nicht alle Studenten genießen zwar den Vorzug, mit ihren Lehrern in persönlichem Verkehr zu stehen. Aber viele treten doch, die einen infolge von Empfehlungen, die andern dank ihren Leistungen und ihrem Fleiß, ihren Professoren näher. Hierbei ist es außerordentlich dankenswert, wenn die Professoren auch in diesem Verhältnis das akademische Studium ihrer jungen Freunde nicht ganz un-

berührt lassen. Damit ist nicht gemeint, daß der persönliche Verkehr etwa im „Fachsimpeln“, in theologischer Unterhaltung und gelehrter Diskussion aufgehen soll. Noch weniger sollen damit diejenigen Unterhaltungen besonders empfohlen sein, in welchen Dozenten über andre Forscher oder über andersdenkende Theologen und Richtungen spottend und absprechend herfallen, ohne Gerechtigkeit zu üben. Aber schmerzlich ist es andrerseits auch, wenn andre Professoren aus Furcht vor derartigen Mißgriffen ihre Fachwissenschaft fast ängstlich vermeiden und über den Studiengang ihrer Zuhörer sich im persönlichen Verkehr absolut nicht orientieren. Nichts ehrt und freut den jungen Studenten mehr, als wenn der Dozent auch im geselligen Verkehr Interesse zeigt für die Studien seines Zuhörers. Dann werden auch Einladungen den Charakter der „Abfütterung“ verlieren, durch welchen sich der Student bei solchen Gelegenheiten trotz aller Freude über die ihm widerfahrne Auszeichnung zuweilen sehr niedergedrückt fühlt. Das Interesse muß aber wirkliches, persönliches Interesse sein und nicht bloß konventionelle Form oder widerwillige Pflichterfüllung; und es muß mit Geschick und zutrauenerweckender Freundlichkeit geübt werden. Es genügt nicht die Weise wie der berühmte Professor X. in N. verfuhr. Als zu ihm ein Fuchs mit der Empfehlung eines Geistlichen kam, entließ er nach kurzen, nichtssagenden Bemerkungen den jungen Studenten mit der allgemeinen Redensart: „Besuchen Sie mich doch mal wieder und erzählen Sie mir was von Ihren Studien!“ Selbstverständlich hatte der Professor gar kein ernstliches Interesse daran; seine Worte waren die reine Form, und der Student ist auch selbstverständlich nicht wieder zu ihm hingegangen. Es gehört eben eine gewisse Geduld dazu, wenn man in der rechten Weise persönliches Interesse an den Studien des einzelnen gewinnen und sich bewahren will, und außer der Geduld auch ein persönliches Charisma, pädagogisches Geschick und eine Übung in solchem Umgang, die man auch erst allmählich sich erwirbt. Vielen Professoren ist leider der zusammenhängende Studienverlauf, die innere theologische Entwickelung des einzelnen Zuhörers sehr gleichgültig; sie kümmern sich höchstens um die besondern Leistungen des Studenten, soweit sie davon Kenntnis bekommen, um das

Examensresultat, zu dem er es bringt, und eventuell darum, für welche theologische Richtung er sich mit der Zeit entscheidet. Kurz, sie kennen ihn nicht. Und doch, um welche freudige Erfahrungen bringen sie sich damit in ihrem Beruf! Denn undankbar ist der Student in der Regel nicht. Wo er es fühlt und erfährt, daß der Professor wirklich persönliches Interesse ihm zuwendet, ihm Rat und praktische Winke erteilt und ihn auf jede Weise bei seinem Studium fördert, lohnt er es diesem Lehrer durch doppelten Fleiß, durch treue Anhänglichkeit und begeisterte Hingebung. Er hat allen Grund dazu; denn wo ein Professor so in rechter Weise als ein älterer Freund oder als ein geistiger Vater um seine Studenten sorgt, da erspart er ihnen oft semesterlanges Tasten und Suchen, viel köstliche Zeit und brauchbare Kraft, manche böse Erfahrung und vergebliche Arbeit. Und wiederum, wie manchem trägt das theologische Studium wenig oder nicht die erhoffte Frucht — einfach deshalb, weil sie weder bei andern noch auch bei ihren akademischen Lehrern die nötige praktische Anweisung und Leitung fanden, die sie in rechter Weise in ihr Studium eingeführt hätte! Nun sind drei oder vier Semester nutzlos dahin, — da endlich geht diesen bedauernswerten Jünglingen ein Licht auf über das eigentliche Wesen, die rechte Methode und die letzten Ziele des theologischen Studiums. Aber schon droht das Examen, und so werden auch die letzten Semester nicht mit ruhigem, sicheren, methodischen Schaffen ausgefüllt, sondern mit den üblichen mechanischen Vorbereitungen auf das Examen. Im besten Falle ringt sich dann der Kandidat noch zu rechter Arbeit und wirklicher Selbständigkeit hindurch. Aber wie viele suchen das, was sie in ihrem verfehlten Studium an eignem Urteil, selbständiger Erkenntnis und persönlicher Durchbildung nicht erworben haben, zu ersetzen durch bedingungslose Hingabe an Autoritäten und Parteien, durch Schlagworte und fromme Redensarten. Wie viele andre verlieren Freiheit und Zuversicht und Freudigkeit für den erwählten Beruf. Darum soll man es nicht ein „Buhlen um die Gunst der Studenten" schelten, wenn der theologische Professor ein reiches, persönliches Interesse für seine Studenten hat und dies Interesse sowohl in seinen Vorlesungen wie im persönlichen Verkehr zeigt und bethätigt. Es ist selbstverständlich, daß solches

Interesse erheuchelt und in niedriger Gesinnung ausgebeutet werden kann. Aber, Gott sei Dank, in den Fällen, wo ein theologischer Professor ein solches Verhältnis zu seinen Zuhörern hat, wird regelmäßig seine Persönlichkeit zu hoch und rein dastehen, als daß derartige Verdächtigungen an ihm haften blieben. Im Gegenteil, man wird nur wünschen können, daß allen Professoren ein solches geistiges Zusammenleben und Zusammenarbeiten mit ihren Studenten als Ideal vorschwebe, und daß möglichst viele diesem Ideale nahekommen mögen. In rechtem Vertrauen liegt allemal ein reicher Segen, und für gemeinsame Arbeit ist solches Vertrauen nicht minder not wie für gemeinsame Freude.

Damit komme ich endlich zu einer Thatsache, welche die Wahrheit der bisher erörterten Desiderien in überraschender, leider betrübender Weise bestätigt und zu einer baldigen Abhilfe hinsichtlich der angedeuteten Mißstände dringend auffordert: ich meine das eigentümliche Verhältnis, welches sich zwischen Professoren und Pfarrern, zwischen dem geistlichen Stand und den theologischen Fakultäten während der letzten Jahrzehnte herausgebildet hat. Man wird im großen und ganzen nicht behaupten können, daß dies Verhältnis zur Zeit ein sehr erfreuliches und ersprießliches sei. Es ist bekannt, daß mehr als die Hälfte auch der deutschen theologischen Fakultäten bei der Mehrzahl unsrer Pfarrer als Sitze der „Kritik", der negativen Wissenschaft, der „Kirchenfeindschaft und des Unglaubens" verschrieen sind. Sie sind für die öffentliche kirchliche Meinung gleichsam in den Bann gethan; und man hört Stimmen, welche die Umwandlung der theologischen Fakultäten in kirchliche Predigerseminare fordern. Solche Verurteilung und Forderung ist in den wenigsten Fällen dadurch begründet, daß theologische Professoren wirklich grundstürzende Irrtümer oder gefährliche Lehren vortragen. Meistens zeigt ein solcher Gegensatz gegen die Universitäten nur, eine wie einseitige Auffassung und eine wie mangelhafte Beurteilung so vielen Pfarrern für Wesen und Aufgaben des theologischen Studiums eigen ist. Es ist dies aber nur die notwendige Konsequenz und der Widerschein von dem, was ihnen selbst ihr Studium gewesen oder geworden ist. Die Universität hat es ihnen weder bewußt noch unbewußt eingeprägt, daß der Zweck des Studiums nicht eine bunte Fülle

von Wissen in den verschiednen theologischen Disziplinen, sondern eine gründliche theologische Durchbildung ist. Und weil sie den wesentlichen und bleibenden Ertrag dessen, womit sie sich auf der Universität beschäftigt haben, in dem Bekenntnis zu einer Reihe dogmatischer Sätze sehen, so messen sie nach diesem zweifelhaften Maßstab den Wert und die Aufgaben des theologischen Studiums und der theologischen Fakultäten. Die große und tiefe Betrachtungsweise, die freudige Anerkennung, die der Protestantismus seinen evangelischen Hochschulen schuldig ist, schlägt bei denen, welche selbst an diesen Stätten für ihr Amt genährt und erzogen sind, in kleinmeisterlichen Widerspruchsgeist und unverständiges Mäkeln um, so daß darum die berechtigten Aussetzungen und die sachgemäßen Besserungsvorschläge nicht recht zur Geltung kommen. In weiten Kreisen des Pfarrstandes herrscht Mißtrauen gegenüber den theologischen Fakultäten oder weitgehende Gleichgültigkeit, und die Kirchenzeitungen, die in den Pfarrhäusern aus und ein gehen, fachen dies Mißtrauen an und bestärken diese Gleichgültigkeit, indem sie die Stimme des achten Gebotes übertäuben. Das Band zwischen den theologischen Fakultäten und den Pfarrern der einzelnen Länder und Provinzen scheint vielfach gelöst oder stark gelockert. Rühmliche Ausnahmen gibt es. Aber, wo ein Zusammenhang zwischen Fakultät und Geistlichkeit sich noch erhalten hat, nimmt er leider immer mehr kirchenpolitischen Charakter an. Und meistens wird geredet und geschrieben, als ob die theologischen Fakultäten außerhalb der „Kirche" ständen, lediglich weil sie keine direkten Beziehungen zur großen Masse der Geistlichkeit haben. Die Geistlichkeit tritt plötzlich als „Kirche" auf und legt Zeugnis ab wider die Universität. Nur die Minderzahl weiß es zu schätzen, welches Gut und welche Stärke die evangelische Kirche gerade durch ihre freien theologischen Fakultäten hat; und nur wenige sehen mit der rechten, gläubigen Gesinnung und mit ruhigem Vertrauen auch der Entwickelung der theologischen Wissenschaft zu. Gar viele machen im Namen der Kirche Ansprüche an das theologische Studium und an die Universitäten, die um der evangelischen Kirche willen nie erfüllt werden dürfen, und zugleich verwirren sie das Urteil über die thatsächlichen und notwendigen Aufgaben des Studiums, über die rechte Ausrüstung eines Theologen, über die richtige Vorbildung eines Pfarrers.

Es thut weh, wenn man diese Kluft zwischen Pfarramt und Fakultät fühlt. Immer mehr erweitert sie sich. Statt sie zu überbrücken, beeilen sich die meisten, sie zu vergrößern. Die weitgreifendsten Konsequenzen sind unausbleiblich; schon heute bemerkt man die mißlichen Folgen überall. Wo soll das hinaus? — Aber es wäre unrecht, den Pfarrerstand einseitig für diese Mißstände der Gegenwart verantwortlich zu machen. Die Wurzeln liegen tiefer. Es rächen sich auf die bezeichnete Weise nur die Mängel des bisherigen theologischen Studiums. Die Universität hat es nicht überall vermocht, den praktischen Zweck des theologischen Studiums in jedem Punkte so festzuhalten und maßgebend zu machen, daß die Pfarrer für alle Zeit ihres Lebens und ihrer Amtsführung ein deutliches Bewußtsein von den Grenzen und Aufgaben des Studiums erhalten hätten, ein Bewußtsein vor allem auch davon, was sie selbst der Universität verdanken. Die Professoren haben trotz all des Ruhms, den unsre deutschen theologischen Fakultäten mit Recht erworben haben, doch vielfach nicht den rechten Ton getroffen: es hat vielen die genügende pädagogische Vorbildung zu ihrem Beruf gefehlt. Von denen, welche eine rechte Geistlichkeit heranzubilden und für das Reich Gottes zu arbeiten meinen, indem sie als Kirchenfürsten oder Kirchenzeitungsredakteure Gottes Ratschlüsse veröffentlichen, will ich gar nicht reden. Aber darauf darf man wohl hinweisen, daß das Wort „akademisch„ den Beigeschmack des Unpraktischen, Doktrinären, wie des Vornehmen, ja des Hochmütigen erhalten hat. Inwieweit diese Gedankenverbindung berechtigt ist, mag dahingestellt bleiben. Fest steht jedenfalls, daß man in akademischen Kreisen ebensowohl diejenigen findet, welche als Festredner, wie diejenigen, welche als Tonangeber der Kritik auftreten, und daß die Pfarrer, so wenig sie von dem positiven Werte der theologischen Fakultäten halten mögen, dennoch in ihrem etwaigen Verkehr mit den Dozenten den Ton einer gewissen Huldigung nicht vermeiden. Anderseits sehen manche Professoren auf Pfarrer und Pfarrerstand recht herab. Wenn aber einzelne Professoren, in der besten Absicht der Kirche zu dienen und die Theologen für das Amt zu bereiten, bei ihren Vorlesungen — seien dies exegetische, dogmatische, historische oder praktische — in den erbaulichen Predigtton verfallen, so ist das

ein recht wenig geeigneter Ausweg. Denn die Universität hat es mit der Theorie und der Technik des kirchlichen Lebens zu thun, nicht mit der praktischen Verkündigung des Evangeliums. Eine Dogmatik oder Ethik, die im Predigtton gehalten ist, hat für die Kirche genau denselben Wert wie eine Poetik in Versen für die Poesie. Außerdem aber ist es eine fast regelmäßige Beobachtung, daß, wer in der Theorie erbaulich ist, in der Praxis langweilig wird.

Das gegenseitige Verhältnis, welches heutzutage zwischen Pfarrern und akademischen Theologen, dem geistlichen Amt und den theologischen Fakultäten sich ausgestaltet hat, ist ein Beweis dafür, daß die obigen Behauptungen über das Verhältnis zwischen Professoren und Studenten berechtigt sind. Für das bisher Gesagte könnte noch manche kleine, sehr bezeichnende Erzählung als Episode und Illustration beigebracht werden. Da der Zweck unsrer Zeilen aber weder die heitere Unterhaltung noch niederer Klatsch, sondern Besserung und Verständigung ist, so mögen die allgemeinen Schilderungen genügen. Gewiß wird jeder unsrer Leser für den einen oder andern der berührten Punkte zahlreiche Belege selbst beibringen können. Weiter aber ergibt sich schon jetzt, daß wir durchaus von der Notwendigkeit und dem höchsten Werte des theologischen Studiums überzeugt sind. Aber wir haben seine relativen Mängel aufgedeckt. Wir haben untersucht, woher es kommt, daß das theologische Studium nicht das leistet, was es leisten könnte und sollte. Die Ursachen dieses Mißstandes haben wir teils in den allgemeinen modernen und kirchlichen Verhältnissen gefunden, teils darin, daß die vor allen beteiligten Stände — die Professoren, die Pfarrer, die Studenten — oft nicht in dem rechten Verhältnis, in der nötigen, lebendigen Wechselwirkung zu einander stehen. Nicht eine veränderte Organisation dieser Faktoren erscheint uns erforderlich, sondern vor allem dies, daß ein jedes Glied jener Stände die Grenzen und das Wesen seiner Aufgabe möglichst tief und praktisch erfasse. Dann werden alle schiedlich, friedlich miteinander gemeinsam arbeiten und in der Gemeinschaft stark sein.

Leider haben bisher die krankhaften Zustände den umgekehrten Erfolg gehabt: die kranken oder überanstrengten Glieder haben

vielfach nicht miteinander die gemeinsame Arbeit gethan, die gemeinsame Last getragen, sondern miteinander gehadert und widereinander gehandelt. Ist das würdig unsers Evangeliums? Ist das die Einigkeit des christlichen Geistes? Ist das die christliche Liebe, die alles verträgt, alles glaubt, alles hofft und alles duldet?

Pfarramt und theologische Fakultät sollen miteinander handeln und für einander sein. Beide sollen wirken in einem Geist. Die theologische Fakultät ist aus dem Pfarramt geboren; nun soll sie dem Pfarramt immer neue Kinder und Glieder wieder zuführen. Das Pfarramt ist das höhere, wichtigere in seiner Notwendigkeit: die Kirche bedarf seiner, um durch die Verkündigung des Evangeliums immer weiter sich auszubreiten und immer von neuem sich zu verjüngen. Das akademische Lehramt ist das einflußreichere und weitergreifende, weil es allein alle die Prediger ausbildet, welche dies Evangelium verkünden. Die Berechtigung und die Notwendigkeit des Pfarramts liegt im Evangelium, die Berechtigung und die Notwendigkeit der theologischen Fakultät in dem evangelischen Pfarramt und seiner geschichtlichen Entwickelung. Pfarramt und Fakultät sollen gegenseitig voneinander nehmen und lernen, gegenseitig einander geben und einander unterstützen. Beide sollen vereint wirken am Ausbau der evangelischen Kirche. Aus einer innigen Verbindung beider ist die Reformation des 16. Jahrhunderts hervorgegangen, ist die Geschichte unsrer Kirche mannigfach gesegnet. So wird auch eine Überwindung der gegenwärtigen kritischen Verhältnisse und eine Regeneration unsrer kirchlichen Zustände dann am ehesten zu hoffen sein, wenn Pfarramt und Universität Hand in Hand gehen. Dazu aber ist es notwendig, daß die Geistlichen ihr Mißtrauen gegen die theologischen Fakultäten und die evangelische Wissenschaft überwinden, die Professoren aber bei ihrem Berufswirken wie im Verkehr mit den Studenten ihre Aufgaben voll und tief in echt evangelischem Sinne auffassen und mit Treue und pädagogischer Gewandtheit die Studenten vorbilden zu dem kirchlichen Amt und seinen Aufgaben im modernen Leben.

---

3. Die theologischen Disziplinen.

Bei dem Vergleiche der thatsächlichen Ergebnisse des theologischen Studiums mit seinen Aufgaben ist bisher nur von den wirksamen Faktoren und ihrer Thätigkeit gesprochen. Es ist notwendig, daß wir nun unsre Blicke kurz auf die einzelnen theologischen Disziplinen richten als auf die Gebiete, in welche der Student der Theologie zum Zwecke seines spätern Berufs eingeführt wird.

Es bedarf keiner besonderen Versicherung, daß es nicht Zweck dieser Zeilen ist, einen ausführlichen Beitrag zur theologischen Encyklopädie zu geben. Wir nehmen das Fachwerk der theologischen Disziplinen vorläufig hin, wie es sich bisher ausgebildet hat und gemeiniglich zur Anwendung kommt. Dabei können wir freilich dieses Fachwerk selbst, so zweckmäßig und abgerundet es zur Zeit erscheinen und so geistreich es auch abgeleitet, gegliedert und begründet werden mag, für ein ewig gültiges und ein in seiner Vollkommenheit unantastbares nicht halten. Darauf kommt auch schließlich gar nichts an. Denn weder eine vollkommne, unfehlbare Dogmatik noch eine richtige, theologische Encyklopädie oder ein absolut vollkommner Organismus der Theologie ist das Ende der Wege Gottes, sondern das Gottesreich selbst und das ewige Leben in Christo Jesu. Alle theologische Arbeit ist doch nichts andres als Mittel und zwar recht bescheidnes und vergängliches Mittel für dies eine letzte, große Ziel; und sie wird gefährlich und im letzten Grunde lächerlich, wenn sie sich gebärdet, als ob sie die Grundstütze des Heils oder die wichtigste und vollkommenste Gestaltung im Reiche Gottes wäre. Das gilt von aller Theologie, mag sie nun im Amtskleid des Systems oder in apologetischer und polemischer Waffenrüstung oder im Philosophenmantel der Spekulation oder im Hausrock als biblische Theologie

einherschreiten. Nicht die Dogmatik, sondern die lebendige Offenbarung, nicht das System, sondern das lebendigmachende Wort Gottes, nicht irgendwelche Geistesgabe, sondern der lebenschaffende, Heilige Geist ist das Entscheidende und Mächtige und Ewige im Gottesreiche. Auch die Theologie veraltet wie ein Gewand; das Wort Gottes bleibt in Ewigkeit. Die Theologie wirkt nicht das Heil; sie ist selbst aus dem großen, weltumfassenden Heil herausgeboren, um als Werkzeug Dienst und Hilfe zu leisten, wo es not thut. So hat auch die Theologie noch nie eine Reformation hervorgebracht; ja nicht einmal eine einzelne theologische Disziplin, ein Glied an ihrem eignen Leibe, hat sie aus eignen Kräften durch ihre Arbeit, Reflexion und Spekulation hervorbringen können. Wo sie es versuchte, war es ein totes Glied. Wo es aber wirklich lebendig und lebenskräftig war, da hatte sie es von Gott empfangen kraft der Wirkung des Geistes, der für alle neuen Bedürfnisse und Aufgaben seiner Christenheit auch neue Gaben, Ämter und Kräfte bereit hat. Da aber jede neue Zeit auch der christlichen Kirche neue Aufgaben und Ziele bringt, so sollte man nicht an die Theologie mit dem Anspruch herantreten oder von ihr mit dem Bewußtsein reden, als könne sie hienieden in irgend einem Sinne fertig oder abgeschlossen sein. Wo sie in ihrer Gliederung, in ihrem Wachstum, in ihrer Arbeit, in ihren Ergebnissen fertig wäre, da wäre sie jedenfalls nicht vollkommen, sondern unvollkommen und untüchtig. Denn im nächsten Zeitalter der Geschichte würde sie unfähig sein, ihren Dienst hinreichend zu verrichten, rasch würde sie absterben und nach einigen Generationen dastehen als eine Reliquie, eine Mumie, ein Skelett. Somit wird es in gewissem Sinne gerade zur Vollkommenheit der Theologie gehören, daß sie nie fertig ist, sondern stets bereit, neue Dienste zu thun, neue Arbeiten zu übernehmen, neue Glieder zu entwickeln und in neuer Sprache zu reden. Es ist ja bekannt, daß im Zusammenhang mit der übrigen geschichtlichen Entwickelung im Laufe der letzten zwei Jahrhunderte nicht nur die Aufgaben und Grenzen der einzelnen bisherigen Disziplinen sich ganz anders fixiert haben, sondern auch eine Reihe neuer Disziplinen, z. B. die alttestamentliche und neutestamentliche Einleitung, die Dogmengeschichte, die vergleichende Konfessionswissenschaft u. s. w. entstanden

und in ihrer Berechtigung und Notwendigkeit anerkannt sind. Ebenso ist es heutzutage eine oft gehörte und gewiß berechtigte Forderung, daß dem Missionswesen und der Missionsgeschichte eine selbständige Bedeutung auch in dem theologischen Studium eingeräumt werde. Andre Beispiele liegen nahe. Das Fachwerk der theologischen Disziplinen ist also veränderlich. Wirkliches Leben läßt sich eben nicht auf die Dauer in Schemata bannen oder in Formeln ausdrücken. Deshalb kommt aber auch allen Versuchen, welche je und dann die Theologen — oft die bedeutendsten Theologen — angestellt haben, um die sämtlichen Disziplinen der Theologie wissenschaftlich aus einem Prinzip abzuleiten, nach Wert, Umfang und Inhalt zu gliedern und zu ordnen, nicht die Bedeutung zu, welche man ihnen gewöhnlich beimißt. Solche Versuche mögen zuweilen großartig, unter Umständen epochemachend und sehr wirksam, oft wenigstens instruktiv sein. In vernünftigen Grenzen mitgeteilt, können sie auch den Studenten die Übersicht und die Methode des Studiums erleichtern. Aber im allgemeinen sollte man nie vergessen, daß derartige Versuche doch nur sehr vorübergehende Bedeutung haben, daß ferner die Berechtigung einer theologischen Disziplin nicht durch irgendwelche nachträgliche theoretische Ableitung aus irgend einem Prinzip oder durch eine Eingliederung in irgend ein formales System gegeben wird, sondern allein durch die praktischen Aufgaben und Bedürfnisse des Pfarramts, und endlich, daß es in erster Linie nicht auf die formale, sondern auf die inhaltliche Vollkommenheit der Theologie ankommt. Gewiß ist es notwendig, daß jeder theologische Professor sich eine Ansicht über den Zusammenhang, die Grenzen, die Aufgaben, die Gliederung der einzelnen Disziplinen bilde. Es wird auch förderlich sein, wenn die einzelnen Dozenten unter sich mündlich oder schriftlich ihre Gedanken darüber austauschen und, wo wirklich Lebensfragen der Theologie und der Kirche damit zusammenhängen, ausdrücklich darauf aufmerksam machen. Im großen und ganzen aber sind es „akademische“ Erörterungen, welche die Dozenten unter sich abmachen können, und welche nicht in extenso, sondern höchstens in kurzen Grundrissen und Ergebnissen in den an sich schon knapp bemeßnen Zeitraum einer Vorlesung aufgenommen werden sollten. Meistens kommt

bei diesen weitschichtigen prinzipiellen Ableitungen, „Fundamentierungen“ und dem „spekulativen Aufbau und Ausbau“ doch nichts andres heraus als Zeitverlust, langgewundne Einleitungen, rein formale Probleme, Wortklaubereien, Mißverständnisse, fruchtlose Polemik und Langeweile. Macht nun ein jeder derartige Versuch noch den Anspruch, daß alle andern Forscher ihn berücksichtigen und sich mit ihm auseinandersetzen sollen, so ist der denkbar unfruchtbarste Zustand geschaffen: jeder solche methodologische Einfall erbt sich wie eine ewige Krankheit fort, es entsteht eine babylonische Sprachverwirrung, die „Prolegomena zur Dogmatik“ schwellen noch mehr an, und — schließlich ist jeder Theologe doch nur mit seinem eignen Resultate zufrieden.

Derartige Betrachtungen geben uns das Recht, den „innern Zusammenhang des Organismus“ der Theologie auf sich beruhen zu lassen. Wir wenden uns unmittelbar zu den einzelnen theologischen Disziplinen, wie sie auf der Universität regelmäßig in besondern Kollegien gelesen und gehört zu werden pflegen. Aber selbst dabei wollen wir uns sehr beschränken. Es kommt uns in keiner Weise auf eine erschöpfende Behandlung des Gegenstandes an. Nur in Fluß bringen und anregen sollen diese Zeilen. Deshalb genügen für die meisten Disziplinen wenige Bemerkungen; nur bei der praktischen Theologie werden wir etwas länger verweilen. Wir wollen bei allen einzelnen Disziplinen wiederum nur die Art, wie sie auf den Universitäten heutzutage behandelt zu werden pflegen, mit dem schließlichen Zwecke des ganzen theologischen Studiums, mit der gründlichen Vorbildung zum Pfarramt vergleichen. Wenn wir dabei nicht erst ein Lob jeder einzelnen Disziplin voranschicken und von ihrer Notwendigkeit und Bedeutung sprechen, sondern gleich unsre Desiderien zum Ausdruck bringen, so geschieht das nur der Kürze halber, nicht aber, weil wir die Disziplinen selbst oder dasjenige, was in ihnen geleistet wird, ganz und gar nur herabsetzen wollten.

Was zunächst die alt- und neutestamentliche Exegese anlangt, so ist sie einerseits die Grundlage aller evangelisch-theologischen Bildung, anderseits die unumgängliche Voraussetzung einer richtigen Verkündigung des göttlichen Worts. Jede Predigt soll es merken lassen, daß der Urtext gründlich exegetisch durch-

gearbeitet ist. Wir wollen anerkennen, daß dies Erforderniß bei einer ganzen Reihe von Predigern richtig erfüllt wird. Viele wissen, nachdem sie den Urtext genau exegesiert, mit feinem Takte und umsichtiger Weisheit die Hauptgesichtspunkte des Textes richtig zu erfassen und sie für die Verhältnisse der Gegenwart lebendig und wirksam zu machen. Andre sind gute Exegeten, aber schlechte Prediger: statt einer religiösen, an die Gemeinde gerichteten und mit der Gemeinde handelnden Rede halten sie einen mehr oder minder geistvollen, exegetischen Vortrag, welcher zuweilen unter dem gerade das Gegenteil aussagenden Titel „Homilie“ seine Existenzberechtigung verteidigt. Noch andre glauben, gute Prediger zu sein, indem sie nach Kirchenväterart die Schrift behandeln: d. h. sie sehen von dem faktischen, durch die geschichtliche Auslegung vermittelten Sinn des Textes mehr oder minder ab und suchen gleich der „erbaulichen“ Seite desselben nahezutreten, indem sie einzelne Sätze zu frommer Verallgemeinerung aufgreifen, das Geschichtliche mit dem Allegorischen mischen, allerhand Typen und Symbole und feine Beziehungen innerhalb des Kanons nachweisen und Gottes Wort dann am sichersten zu predigen wähnen, wenn sie möglichst von der Sprache Kanaans Gebrauch machen. Daß so unter Umständen recht wirksame Predigten zustandekommen, soll nicht geleugnet werden. Aber gesund und dem evangelischen Standpunkt entsprechend und des theologischen Studiums würdig dürfte eine solche Predigtweise nicht sein. Populär ist sie nur dann, wenn man mit derselben Kühnheit und Willkür nun auch die Beziehungen zwischen dem Texte und dem gegenwärtigen Volksleben und den Verhältnissen der Zuhörer herstellt. Begnügt man sich aber in demütiger Zurückhaltung mit einer bloßen derartigen Verkündigung des „göttlichen Worts“, so ist es gewiß nicht Unkirchlichkeit, wenn unser Volk, in seinen religiösen Bedürfnissen unverstanden und unbefriedigt, die Kirche mehr und mehr meidet. Leider gibt es nun auch eine unverhältnismäßig große Zahl von Pfarrern, bei welchen man ein wirkliches, exegetisches Verständnis des Textwortes überhaupt vermißt. Nur mit der deutschen Bibel in der Hand gehen sie an die Ausarbeitung ihrer Predigt. Man freut sich, wenn sie wirklich tiefe und naheliegende religiöse und sittliche Gedanken entwickeln, auch wenn diese in dem Text nicht

gerade enthalten sind. Gar oft aber muß man auch mit allerhand Trivialitäten oder Allgemeinheiten oder frommen Redensarten fürliebnehmen oder gar mit dürren dogmatischen und salbungsvollen liturgischen und biblischen Formeln, welche das Jahr hindurch in mannigfachen Kombinationen und Permutationen wechseln. Tritt dazu etwa noch ein Gott schwerlich gefälliger polemischer Eifer oder eine einseitige Vorliebe für einzelne dogmatische Wahrheiten, so ist das Maß des Unerbaulichen erreicht. Bei allem guten Willen der einzelnen und bei aller persönlichen Frömmigkeit entspricht eine solche Predigtart nicht den einfachsten Anforderungen, welche man in der evangelischen Kirche stellen kann. Oder hat sich Luther, hat sich die Reformation nur für die Dogmatik auf den Urtext der Schrift berufen, nicht in erster Linie für das Evangelium? Aber auch dem theologischen Studium machen solche Zustände wenig Ehre. Nach alledem haben viele der Theologen eine strenge Exegese sich nicht zur Pflicht und Aufgabe gemacht. In den seltensten Fällen fehlt ihnen wohl ganz die Zeit zu solcher wissenschaftlicher Vorarbeit. Meist wird sich die Sache dadurch erklären, daß sie entweder es überhaupt nicht gelernt haben, nüchtern wissenschaftlich den Text zu durchforschen und zu verstehen und sich der erkannten Wahrheit zu beugen, oder das genaue sachgemäße Verständnis für gleichgültig halten und möglichst rasch von dem wissenschaftlichen, gegebnen Sinn des Bibelworts zu dem selbsterwählten, geistlichen, frommen Sinn des Textes übergehen. Beides ist eine Vernachlässigung der protestantischen Grundsätze, daß die Schrift allein normativ sei, und daß sie sich selbst auslege. Beides wirft ein eigentümliches Licht auf das theologische Studium: im erstern Fall hat man die Methode, im andern Fall den Wert rechter, wissenschaftlicher Exegese nicht begriffen. Da ist es denn freilich kein Wunder, wenn in den wichtigsten Fragen Unsicherheit, Verworrenheit, Unbeholfenheit, Befangenheit herrscht und es weder zum Verständnis noch zu gegenseitigem Einverständnis kommt. Fragt man schließlich, ob die Lust zur Exegese bei den meisten Kandidaten und Pfarrern lebendig und mächtig sei, so ist es unsers Erachtens ziemlich gleichgültig, daß die alten Kollegienhefte oder die Kommentare nur sehr selten wieder vorgenommen werden. Das

ist nicht so schlimm zu beurteilen; denn man kann ein lebhaftes und selbständiges exegetisches Interesse auch ohne Zuhilfenahme alter Kollegienhefte vollauf bethätigen. Trotzdem wird leider zu behaupten sein, daß die Lust zur selbständigen Exegese weder tief geht noch sehr verbreitet ist.

Diesen bedauerlichen Zustand werden wir schwerlich dem Pfarrstand allein schuldgeben können. Ganz zweifellos liegen hier auch Nachwirkungen des akademischen Studiums vor. Man wird nicht so ganz unrecht haben, wenn man sagt, daß unser modernes theologisches Studium vielen weder die Art rechter Exegese vermittelt, noch ihren Wert ihnen zum Bewußtsein bringt, noch ihnen Lust und Freudigkeit zu exegetischer Thätigkeit einflößt. Die hergebrachte Sitte des Kolleghörens, verbunden mit der bloßen Behauptung, daß die Exegese sowohl grundlegend wie sehr interessant sei, genügt wirklich nicht. Anderseits braucht man schwerlich so pessimistisch von unseren Universitäten und ihren Einrichtungen zu denken, als ob hier bei gutem Willen nicht zu bessern und zu helfen sei. Aber wo liegen die Schäden, und wie ist zu helfen?

Hier werden sicherlich viele sofort beginnen, auf die „Kritik“ zu schelten und auf den Hochmut der Wissenschaft, welcher ein rechtes Schriftverständnis nicht aufkommen lasse, und auf die destruktive, moderne Theologie, die mit unheiligem Sinne nur negative Resultate zu Tage fördern könne. Sie werden fordern, daß man mit Demut und einfältigem Sinn und mit Gebet an die heilige Schrift herantrete. Dieser Forderung schließen wir uns an, ohne jene Vorwürfe ebenfalls zu erheben. Gewiß, so wahr die heiligen Schriften niedergeschrieben sind im heiligen Geiste Christi, in dem demütigen, zuversichtlichen Geiste christlichen Glaubens und christlicher Liebe, so gewiß können sie nur im gleichen Geiste recht und völlig verstanden werden. Deshalb ist es unrecht und unverständig, wenn man ohne diesen Geist und ohne einen festen christlichen Glauben die heilige Schrift verstehen und meistern will. So wird man stets nur Schalen finden und Stückwerk und vergängliche Form und Menschenweisheit, aber nie den Kern und das Vollkommne, den unvergänglichen Gehalt und den göttlichen Geist spüren. Gleichwohl steht es fest, daß das, was man so in Bausch und Bogen als „Kritik“ und „destruktive Wissenschaft“

und „negative Resultate“ zu benennen und zu verurteilen pflegt, weder rechten christlichen Glauben und rechte christliche Liebe noch den heiligen, göttlichen Geist ausschließt. Und der göttliche Geist ist auch ein Geist der Wahrheit und der Freiheit, der schwerlich ungedämpft und voll wirksam bleibt, wenn man in Befangenheit und Kleinglauben, in Furcht und menschlicher Klugheit nicht einfach hinnimmt und versteht, was wirklich in der heiligen Schrift geschrieben steht, sondern durch allerhand allegorische und harmonistische Kunststückchen das durch die heilige Schrift zu belegen sucht, was man von vornherein darin zu finden hofft, und der Schrift den Schein einer Unfehlbarkeit zu erhalten trachtet, die sie selbst nirgends beansprucht. Solches Unternehmen, mag es auch aus den ehrenwertesten Motiven hervorgehen, lähmt die Wirksamkeit des Wortes und verwirrt Erkenntnis und Gewissen. Darum werden wir die Kritik nicht perhorreszieren. Wer das thut, der kennt die Exegese gar nicht. Wir werden umgekehrt die rechte Kritik fordern, d. h. eine gleichmäßige und durch nichts beirrte, nüchterne, wissenschaftliche Erforschung der biblischen Schriften. Nicht die „Kritik“ ist schuldig an den gerügten Mängeln der Exegese; — wir könnten mit demselben Rechte die dogmatische Behandlung dafür verantwortlich machen, welcher die heilige Schrift durch Jahrhunderte unterworfen gewesen ist. Wir werden aber keins der beiden Extreme allein anschuldigen. Dies vielmehr erscheint uns heutzutage als das schlimmste Übel, welches auf der exegetischen Thätigkeit lastet, daß man auf beiden Füßen hinkt und zwischen der kritisch-historischen und der dogmatischen Behandlung hin und her schwankt. In tausend Einzelheiten und an vielen scheinbar gleichgültigen Stellen hat man der Kritik Einlaß und Recht gegeben; an andern Orten, die wichtig erscheinen, sei es für sich oder in ihren Konsequenzen, bleibt man dogmatisch beeinflußt und fürchtet die Kritik wie ein Gespenst. Das ist eine Halbheit, die sich bitter rächt. Groß, wirksam und in ihrer Art frei war die Exegese der alten orthodoxen Theologen, welche die heilige Schrift konsequent dogmatisch betrachteten, unbekümmert um ihre geschichtlichen Bedingungen. Groß, wirksam und frei ist auch jede Exegese, welche die heiligen Schriften konsequent nach kritischer, geschichtlicher Methode auslegt. Und diese Exegese allein

ist den theologischen und kirchlichen Aufgaben der Gegenwart gewachsen. Man sollte doch endlich gelernt haben oder es in eifriger exegetischer Arbeit noch lernen, daß solche rein geschichtliche Betrachtung der heiligen Schrift nicht notwendig nach dem Schema der Tübinger Schule geführt werden oder zu ihren Ergebnissen führen muß, daß sie dem Geist Gottes in keiner Weise zuwider zu sein braucht, ja, daß sie die heiligen Schriften für die praktischen Verhältnisse unsrer Zeit viel brauchbarer und wirksamer verwenden lehrt, als der traditionelle Dogmatismus es vermag. Wohl führt sie, an der Tradition gemessen, zu manchem negativen Resultat. Aber jeder evangelische Christ weiß, was er von der Tradition zu halten hat, wenn sie dem einfachen, aufrichtigen, nüchternen Schriftverständnis widerspricht. Vor allem aber soll man die Augen öffnen und es lernen, daß die rechte Kritik, wenn sie an manchen Punkten um der Wahrheit willen niederreißen muß, an andern, wichtigeren Stellen Großes und Positives schafft, mächtige Dämme wider Negation und Unkirchlichkeit zieht, hohe, des Evangeliums würdige Gesichtspunkte geltend macht, den Blick für die große Geschichte des Gottesreiches erschließt und das Gefühl für evangelische Selbständigkeit und Verantwortlichkeit und für rechten Gemeinsinn stärkt. Man arbeite nur furchtlos und vorsichtig zugleich und nach der einmal für recht erkannten Methode konsequent. Die treue unbefangene Arbeit wird sicherlich mit guter Ernte gesegnet, die voreiligen Blüten menschlicher Harmonistik aber setzen keine Frucht an. Man handle einheitlich und mache die Exegese wirklich selbständig und frei! Dann wird sie auch groß dastehen, und man wird gern sie fördern und ihr dienen. Oder soll die Exegese immerdar bleiben, was sie bis jetzt den meisten ist, eine Hilfswissenschaft — dem einen für die Dogmatik, dem andern für die biblische Theologie, dem dritten für das Leben Jesu und das apostolische Zeitalter? Soll sie immerdar als Magd dastehen, während neben ihr eine sogenannte praktische Exegese von zweifelhaftem Dasein die notwendigsten Aufgaben schlecht verrichtet? —

Man mache nur Ernst mit der kritischen, geschichtlichen Anschauung! Man nehme zunächst das Neue Testament als das, was es ist: eine Sammlung von altchristlichen Gemeindeschriften und Gelegenheitsschriften, geschrieben im lebendigen Glauben an den

Herrn Jesum Christum zur Ausbreitung seines Reiches, gesammelt und als Norm betrachtet zur Abwehr unchristlichen und unkirchlichen Wesens. Dann verstehe man diese Schriften zuerst aus ihren Zeitverhältnissen heraus! Man beachte die kulturgeschichtlichen, die sittengeschichtlichen, die religionsgeschichtlichen Zustände, unter denen sie geschrieben sind! Man lausche den Verhältnissen der Gemeinden und versenke sich in die großen, altchristlichen Persönlichkeiten! Man entwöhne sich einmal aller der dogmatischen Voraussetzungen und Schablonen und Schemata, ohne die man sonst nie an die heilige Schrift herantritt, und verstehe jene Zeit aus sich selbst! Da wird uns die heilige Schrift lebendig werden, ein Buch des Lebens, für das menschliche Leben geschrieben, in irdischem Gefäße ein himmlischer Schatz! Man gewöhne sich, in demütiger Selbstbeschränkung ruhig auch in manchen Fragen, die man bisher beantwortete und beantworten zu müssen glaubte, unser Nichtwissen einzugestehen und manche Probleme ungelöst zu lassen. Was die heilige Schrift an Heiligenschein verliert, wird sie dadurch an heiliger Kraft gewinnen! Und ob wir manches drangeben müßten, was bisher als Wahrheit, als heilige Wahrheit galt — dies eine ist gewiß: für jeden Strahl, welcher in dem Glanze der heiligen Schrift, der apostolischen Männer, der ganzen urchristlichen Zeit erlischt oder matter leuchtet, glänzen zehn hellere, unvergängliche neu auf um das Haupt des Einen, auf den allein wir alle doch schauen und bauen müssen, — um das Haupt Jesu Christi, unsers Herrn.

So wird die wissenschaftliche Exegese, in geschichtlichem Sinne getrieben, für die Praxis des Predigtamtes in ganz andrer Weise fruchtbar und geeignet als bisher. Neben den dogmatischen, biblisch-theologischen und geschichtlichen Gesichtspunkten, welche gewiß nicht vernachlässigt werden sollen, dürfen praktische und kirchliche Gesichtspunkte in den Mittelpunkt treten. Zudem wird die falsche „praktische Exegese“ getötet werden und der Zwiespalt aufgehoben. Dann wird auch die also befreite evangelische Exegese, einheitlich, unabhängig und groß, die Herzen der Theologen und Laien mehr gewinnen, als es der alten Weise gelungen ist. Sehr viel wird freilich auf die Form ankommen, in welcher die Exegese betrieben wird, und auf die Art, wie die Studenten in das Stu-

dium der Exegese eingeführt werden. Die biblischen Kommentare, welche die deutsche Theologie hervorgebracht hat und noch hervorbringt, zeichnen sich meist durch ebenso langweiligen Ton wie gründlichen und genauen Inhalt aus. Geben wir zu, daß wirklich die ganze Fülle der minutiösen philologischen Bemerkungen und der ganze chronologische, geographische und geschichtliche Notizenkram in den Umfang eines erschöpfenden Kommentars aufzunehmen sei. Aber ist es denn wirklich nötig, daß derartige einzelne Notizen, mit tausend Citaten, Namen und Belegstellen verbrämt, auf Schritt und Tritt den einheitlichen Gang der Auslegung unterbrechen? Und ist der ganze Wust der Tradition nötig, welcher von unsern Kommentaren fast zu jeder Stelle mitgeschleppt wird, welcher den Studenten verwirrt, hemmt und von eigner Arbeit abschreckt, die Pfarrer bei ihrer Textbearbeitung stört und ablenkt? Ist es nicht ziemlich gleichgültig, wie Origenes, Hieronymus, Ökumenius, Euthymius Zigabenus diese oder jene Stelle verstanden haben, wenn ihre Ansicht doch für die richtige, geschichtliche Auslegung heutzutage nicht mehr ernstlich in Betracht kommt? Man lasse solchen hemmenden Ballast entweder ganz weg, oder man gebe ihn an einer Stelle, wo er nicht stört und die Aufmerksamkeit für den Zusammenhang nicht benimmt! Man zeige, daß man nicht bloß mit philologischer Genauigkeit, sondern auch mit Geist und praktischem Blick die heiligen Schriften zu behandeln weiß! Man scheide sicherer und deutlicher die Hauptsachen von dem Nebensächlichen und sehe wohl zu, was langer Erörterung wirklich wert ist! Die deutsche Gründlichkeit brauchen wir nicht dahinzugeben; wohl aber dürfen wir den Franzosen in diesen Dingen Gewandtheit ablernen und eine leichte, lichtvolle, praktische Behandlung. Ein guter Kommentar soll gewiß auch über alle einzelnen Fragen, die man zu stellen berechtigt ist, Auskunft geben; vor allem aber soll er in den Geist des Schriftstückes einführen und es als ganzes, einheitliches Werk des Verfassers in seiner Tiefe erfassen lehren. Kommentare aber, welche dieses Ziel in leichter, angemeßner Weise erreichen, besitzen wir nicht viele. Vielmehr sind wohl die Mehrzahl unsrer deutschen Kommentare nichts mehr als gründliche und gelehrte Vorarbeiten zu einem solchen künftigen Kommentar.

Aber nehmen wir vorläufig unsre Kommentare so, wie sie sind! Dann werden wir, um dem Studium der Exegese eine beßre Zukunft voraussagen zu können, um so dringender einen andern Wunsch aussprechen. Dann lasse man wenigstens die exegetischen Vorlesungen nicht wieder zu gesprochnen Kommentaren der obenbezeichneten, langweiligen Art werden! Man gebe ihnen einen ganz andern Charakter! Man vermeide die oben gerügten Mängel. Man verweise auf die Kommentare für alles, was nicht hinsichtlich der Hauptsachen notwendig ist, und suche ein lebendiges, kräftiges, einheitliches Bild, ein geistvolles, praktisches Verständnis der einzelnen Schriften zu geben! Vielleicht ist nirgendswo so sehr wie auf diesem Gebiete dem theologischen Professor die Überlegung notwendig und förderlich, wie sich eine gute Vorlesung von den gedruckten Lehrbüchern über denselben Stoff unterscheiden müsse. Vor allem aber leite man die Studenten wirklich zur Selbständigkeit an. Man zeige ihnen, wie man Kommentare benutzt; denn viele verstehen nicht einmal dies. Man gebe ihnen Gelegenheit, sich über diese oder jene Stelle der heiligen Schrift selbständig zu orientieren und auszusprechen. Man vermehre die Übungen in Seminaren und Societäten! Man setze die besprochnen Stellen mit den verschiedensten Gebieten, nicht bloß mit dem geschichtlichen, biblisch-theologischen und dogmatischen, sondern auch mit dem ethischen und praktisch-kirchlichen in Beziehung! Man gebe den jungen Theologen nicht bloß den Rat, kursorisch die heilige Schrift zu lesen, sondern auch die Anleitung, wie man diesen Rat praktisch und mit Erfolg befolgen kann! — Es ist ja glücklicherweise kein Zweifel daran, daß solche Gesichtspunkte an manchen Orten schon berücksichtigt werden. Aber man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß in dieser Hinsicht fast überall noch viel zu wünschen übrig ist.

Im engsten Zusammenhang mit der Exegese steht das Gebiet der biblischen Einleitung. Es ist dies eine Disziplin, deren Existenz recht deutlich zeigt, daß die Theologie in ihren Disziplinen nicht von irgendwelchen rein wissenschaftlichen Beweggründen, sondern zuletzt von praktisch-kirchlichen Motiven geleitet wird. Von einem rein wissenschaftlichen Standpunkt aus, welcher von der Kirche und ihren Faktoren, Bedürfnissen und Aufgaben absieht, ist eine gesonderte Disziplin der biblischen Einleitung völlig

unverständlich. Von jenem Standpunkt aus würde man eine jüdische und eine christliche Litteraturgeschichte schreiben und in dem ersten Teil der letztern, in der Geschichte der christlichen Urlitteratur, nicht bloß die Schriften des neutestamentlichen Kanons, sondern auch manche andre, in den Kanon nicht aufgenommene, altchristliche Schrift besprechen. Die Thatsachen allein, daß die christliche Kirche schon vor 200 den alttestamentlichen Kanon übernommen und den neutestamentlichen Kanon aufgestellt hat, und daß die evangelische Kirche diesen biblischen Kanon anerkannt, in stetem praktischen Gebrauch erhalten und als Norm für ihr eignes Wesen hingestellt hat — diese Thatsachen allein begründen das Recht einer besondern Disziplin der biblischen Einleitung. Zugleich wird durch diese Thatsachen die Begrenzung und Einteilung dieser Disziplin festgestellt. Denn weil die evangelische Kirche eben diese Sammlung in einem ganz einzigartigen Sinne anerkennt, ihre einzelnen Schriften zu eigenartigem praktischen Gebrauch verwendet und sich für ihre Auffassung auf den Urtext dieser Schriften beruft, so versteht es sich von selbst, daß der junge Theolog mit der Geschichte des Kanons, mit der Geschichte der einzelnen Schriften und mit der Geschichte des Textes sich vertraut machen muß. Eine Geschichte der Bibelübersetzung oder der Exegese gehört nicht eigentlich in das Gebiet der Einleitung; sie ist wenigstens nicht von gleicher Bedeutung wie jene Teile. Über die drei genannten Gegenstände aber sollte jeder Theologe genügend orientiert sein. Bei der Textgeschichte, deren Einzelheiten doch mehr dem gelehrten Spezialstudium angehören, und deren gesicherte Resultate in der Regel ziemlich geräuschlos angenommen werden, mag dies ja hinreichen, wenn man über die allgemeinen Grundzüge und die Hauptgesichtspunkte unterrichtet ist. Dagegen sind die beiden andern Teile von jedem Theologen genauer durchzuarbeiten. Hier ist es zweifellos ein Mangel, welcher unserm jetzigen theologischen Studium und der theologischen Bildung unsrer Pfarrer anhaftet, daß zwar die Geschichte der einzelnen biblischen Schriften sehr genau und bis ins einzelne diskutiert, beschrieben und gelernt wird, die Geschichte des Kanons aber meist völlig der Vernachlässigung und Vergessenheit anheimfällt. Wohl ist auf dem Gebiete der Kanonsgeschichte noch mancherlei zu erledigen. Aber es wäre un-

berechtigt, deshalb, wie es meistens geschieht, sie in den Vorlesungen über biblische Einleitung nur ganz kurz zu erwähnen oder zu überschlagen oder in einigen Notizen zu behandeln. Die Geschichte der Entstehung und Entwickelung des Kanons ist keineswegs nebensächlich oder gleichgültig. Sie gibt vielmehr der Untersuchung der einzelnen kanonischen Schriften erst den rechten Wert und Hintergrund. Sie ist allein geeignet, die rechten, geschichtlichen Maßstäbe zu vermitteln, deren wir bei der Beurteilung der einzelnen biblischen Schriften und ihrer Geschichte bedürfen. Sie ist fähig, die ringenden Parteien zu scheiden und eine ganze Reihe von Fragen zu erledigen oder als nebensächlich zu charakterisieren, welche man sonst nicht lösen kann und doch als Kardinalfragen zu behandeln geneigt ist. Sie ist endlich notwendig, wenn wir uns über das Urchristentum und seine Anschauung von Geist, Wort und Schrift deutlich orientieren wollen, wenn wir die Frage aufwerfen, in welchem Sinne die evangelische Kirche den mit der altkatholischen Kirche entstandenen Kanon als normativ anerkennt, und in welcher Beziehung sie über den Standpunkt der altkatholischen Kirche hinaus auf das Urchristentum und seine Normen zurückgreifen muß. Denn daß Luther beides zugleich gethan, die Normen und Anschauungen sowohl der altkatholischen Kirche als auch des Urchristentums zugleich erneuert hat, unterliegt keinem Zweifel. Alle einzelnen Vorteile, welche sich aus einer Kenntnis der Kanonsgeschichte ergeben, brauchen hier nicht aufgezählt zu werden. Die Zukunft wird hoffentlich mehr Gewinn daraus ziehen als die Vergangenheit. Nur so viel sei gesagt, daß durch die Geschichte des Kanons gar manche bisher schief gestellte Frage berichtigt, manches erhobne Bedenken erledigt, manche nutzlos oder resultatlos geführte Kontroverse beseitigt, mancher richtige Gesichtspunkt aufgedeckt wird. Vor allem aber tritt so — und das ist wahrlich für das Pfarramt nicht gleichgültig — die so lange zu allgemeiner Begriffsverwirrung und Unsicherheit hin und her schwankende Betrachtung der heiligen Schrift in ein Stadium, welches dem gebildeten Laien verständlich und zugleich eine Erneuerung tief religiöser, urchristlicher Gedanken ist. So kann derjenige, welcher die wissenschaftliche und geschichtliche Behandlung der heiligen Schrift konsequent durchführt, zugleich auch die unmittel-

bar religiöse und dogmatische Betrachtung sich aneignen, ohne daß beide Behandlungsweisen wie bisher miteinander in Widerspruch gerieten. Um das theologische Studium also in einem Hauptpunkte auch für die Praxis fruchtbarer zu machen, muß der Wunsch ausgesprochen werden, daß die Geschichte des Kanons mehr, als dies jetzt zu geschehen pflegt, in ihrer Bedeutung anerkannt und den jungen Theologen bekannt werde. Wir fügen den, für die biblische Einleitung gewiß vor allen beherzigenswerten Wunsch hinzu, daß man auf diesem Gebiete, wenn man es einmal geschichtlich behandelt, genau dieselbe historische Methode und Besonnenheit anwende, wie auf jedem andern geschichtlichen Gebiete. Weil es sich hier um die heilige Schrift handelt, ist man noch nicht berechtigt, andre Maßstäbe für historische Gewißheit oder Wahrheit oder Wahrscheinlichkeit anzuwenden als bei andern geschichtlichen Fragen. Aber seit Jahrzehnten ist gerade dies Gebiet der Tummelplatz aller möglichen, lediglich aus dogmatischen Vorurteilen erklärlichen Behauptungen oder der wagehalsigsten, geistreichen, liberalen Hypothesen. Allein dogmatische oder philosophische Postulate, mögen sie nun dem orthodoxen oder dem liberalen Lager entstammen, sind bei einer einfachen, historischen Forschung nicht in Rechnung zu ziehen. Und bei den Hypothesen, auf welche man vielleicht für jenes Gebiet nicht ganz verzichten kann, vergesse man nie, daß sie eben Hypothesen und nicht ausgemachte, geschichtliche Wahrheiten sind, baue nicht eine Hypothese auf die andre und ziehe nicht allerhand weitgreifende Folgerungen gerade aus Hypothesen. Jedenfalls übe man hier genau dieselbe Selbstbeschränkung wie auf andern Gebieten. Man wird gewiß oft ein non liquet aussprechen und die Antwort einfach versagen auf manche Fragen, welche bisher weitläufig erörtert und bald in diesem, bald in entgegengesetztem Sinne mit Heftigkeit entschieden sind. Oft ist die Fragestellung eine falsche, oft sind auch wichtige Fragen nicht mit Sicherheit zu beantworten. Wir Theologen sind nicht zur Allwissenheit und Unfehlbarkeit verpflichtet; und gerade bei der Geschichte des ältesten Christentums kann man sich von der Schwachheit und Unzulänglichkeit aller menschlichen Weisheit und Arbeit recht lebhaft überzeugen. Solche Ergebnisse sind nicht bedenklich. Sollten wir wirklich in streng wissenschaftlichem Sinne

ein „Leben Jesu", eine Geschichte des apostolischen und nachapostolischen Zeitalters, eine Geschichte des Urchristentums nicht schreiben können, — so ist das zu bedauern. Aber die Wahrheit des Evangeliums und die Kraft des christlichen Glaubens hängt davon nicht ab. Das Evangelium, durch welches uns das Heil geworden ist, steht fest auch ohne solche genaue wissenschaftliche Erkenntnis, und das Christentum ist gewirkt und getragen von dem heiligen Geiste unsers Heilands, nicht aber von den geschichtlichen Strömungen und Institutionen irgend eines Zeitalters. Ein wissenschaftliches Einverständnis läßt sich jedenfalls nur schaffen, wenn man von den wirklich gesicherten Thatsachen ausgeht und zwischen ihnen und allen Hypothesen und erwünschten, idealen Bildern wohl zu scheiden niemals aufhört.

Dieselben Grundsätze gelten ohne Zweifel für die ganze Kirchengeschichte. Doch ist meistens — wenn man etwa das Reformationszeitalter ausnimmt, das eigentliche Glaubensinteresse nicht so dabei in Anspruch genommen. Man könnte, wenn man die Wirksamkeit, die Anschauungen und Urteile vieler Pfarrer beobachtet, überhaupt die Frage aufwerfen, wozu das Gedächtnis für die theologischen Examina mit so viel kirchengeschichtlichem Stoff beschwert werden muß. Denn das erfährt man fortwährend, wie die Mehrzahl der jungen Pfarrer möglichst bald nach dem Examen die meisten ihrer kirchengeschichtlichen Kenntnisse schon wieder verloren hat, den Rest verhältnismäßig selten anwendet. Die Predigt gibt dazu selten Gelegenheit, und diese Gelegenheit wird noch seltner und mit wenig Geschick benutzt. Außerdem ist die Kirchengeschichte in den Gemeinden minder populär, als man denken sollte. Selbst die Neigung dazu will unserm Volke erst wieder anerzogen sein. In Konfirmandenunterricht, Missionsstunden und dergl. kommt man mit sehr geringem Stoff aus oder prägt sich die Einzelheiten für den Augenblick ein. Für seine persönlichen Bedürfnisse braucht mancher Pfarrer auch herzlich wenig Beschäftigung mit der Kirchengeschichte. So sieht sich denn vom Standpunkte des Pfarramts die viele Zeit und Kraft, welche man als Student auf die Kirchengeschichte verwenden muß, leicht als teilweise verloren an. Oder die Kirchengeschichte erscheint als ein Übel, welches der spätere Pfarrer notwendig einmal gründlich

durchgemacht haben muß. Nun wollen wir selbst dann den Wert des kirchengeschichtlichen Studiums nicht unterschätzen: mögen fast alle Einzelheiten dem Gedächtnis entschwinden, so werden doch wenigstens allgemeine Grundrisse und Eindrücke bleiben, das Bewußtsein, um was es sich in dieser oder jener Periode handelte, und die Fähigkeit, sich, wenn es not thut, einigermaßen wieder hineinzufinden. Aber das ist doch nicht genügend und entspricht der eigentlichen Aufgabe des theologischen Studiums nicht. Wie ist hier zu helfen?

Auch auf diesem Gebiete ist zweifellos zuerst das Gefühl von dem Werte zu wecken, welchen die Kirchengeschichte für den Theologen und seinen demnächstigen Beruf hat. Mit diesem Gefühl des Wertes wird auch die Lust am kirchengeschichtlichen Studium erwachen und der Trieb, selbständig rezeptiv oder vielleicht auch produktiv in dieser Disziplin zu arbeiten. Dann erübrigt noch, die rechte Methode geschichtlicher Forschung den jungen Theologen in möglichst praktischer Weise beizubringen. Im Hinblick auf den gegenwärtigen Betrieb des kirchengeschichtlichen Studiums auf unsern Universitäten sind aber eine Reihe von Wünschen auszusprechen, deren teilweise Erfüllung mit Freuden bereits jetzt anerkannt werden soll. Zunächst verwirre man die jungen Leute nicht durch allzuviel Stoff und Gelehrsamkeit! Man beschränke sich in den Vorlesungen und verweise im übrigen auf dieses oder jenes Handbuch. Denjenigen Stoff aber, welchen man berücksichtigt, gruppiere man übersichtlich und so, daß sich Haupt- und Nebensachen deutlich von einander abheben. Außerdem ist es wünschenswert, daß die Perioden nicht etwa aus Mangel an Zeit nur halb zur Behandlung kommen, sondern, wenn auch nur in anregendem Überblick, vollständig und abgerundet sich darbieten. Sodann vergesse man nicht, in der nötigen Weise die kultur- und sittengeschichtlichen Momente hervortreten zu lassen! Die allgemeinen Interessen des Publikums und die praktischen Aufgaben der Kirche in der Gegenwart machen dies notwendiger und dankenswerter denn je. Weiter bringe man bei den einzelnen, geschichtlichen Erscheinungen und Bewegungen deutlich zum Bewußtsein, um was es sich dabei handelt, und wie die christliche Kirche und der christliche Glaube so oder so dabei wesentlich interessiert sei. Bei einer

ganzen Reihe der bedeutendsten historischen Bewegungen, z. B. beim Gnostizismus, bei den Oster- und Bilderstreitigkeiten, bei den christologischen Kontroversen der alten Kirche u. s. w., wird dies Interesse dem Studenten in der Regel entweder gar nicht deutlich oder nicht deutlich genug. Die Folge davon ist, daß alle Kenntnisse über diese Dinge dem Theologen toter Stoff oder eine beschwerliche Last bleiben, die sein Gedächtnis oder sein Gewissen drückt, ohne sein Urteil zu fördern. Ferner vergesse man bei der Darstellung der Vergangenheit die Gegenwart nicht. Die Kenntnis der Geschichte soll uns handeln und urteilen lehren. So wecke man durch passende Vergleiche, durch die Art der Darstellung, durch die Auswahl und Gruppierung des Stoffes den offnen Blick, das gesunde Urteil und die freudige Willenskraft für die Aufgaben und Bedürfnisse unsrer Tage. Endlich sei noch ein Doppeltes ausgesprochen. Einerseits wäre es sehr ersprießlich, wenn ein jeder Student genötigt würde, wenigstens ein Semester hindurch einem kirchengeschichtlichen Seminar oder einer kirchengeschichtlichen Societät anzugehören und so wenigstens an einem konkreten Gegenstande die eigentümlichen Schwierigkeiten und die rechte Methode geschichtlicher Forschung kennen zu lernen. Andrerseits wäre es sehr erfreulich, wenn in Zukunft alle Theologen eine solche historische Vorbildung erhielten, daß sie später im stande wären, das kirchengeschichtliche Material, welches in ihrem Pfarrort vorhanden sein sollte, zu sammeln, zu prüfen, zu ordnen, und eventuell zu verwenden. Denn nur durch ein solches gemeinsames Handeln und durch mannigfache Thätigkeit im kleinen kann die landschaftliche Kirchengeschichtschreibung, zu welcher überall jetzt Ansätze vorhanden sind, wirkliche Fortschritte machen. Zudem würde ja auch die so geförderte Lokalkirchengeschichte der gegebene Mittelpunkt sein, um welchen ein allgemeineres kirchengeschichtliches Interesse bei Pfarrer und Gemeinde sich ausbilden könnte.

Einige besondre kurze Bemerkungen erfordert die Dogmengeschichte. Diese Disziplin ist zweifellos eine derjenigen, welche dem Studenten oder Kandidaten vor dem Examen am meisten Arbeit und Kopfzerbrechen kostet, im Pfarramt aber, wie sie meistens betrieben wird, scheinbar völlig nutzlos ist. Bei der Predigt, bei den sämtlichen praktischen Aufgaben des Pfarrers,

selbst beim kirchlichen Unterricht findet sie kaum nennenswerte Verwendung. Sie scheint für den Pfarrer nur da zu sein, damit er sich etwa für ein Kolloquium zu rüsten oder einen andersgerichteten Theologen in dem Rahmen irgend einer Ketzerei unterzubringen vermag. Dazu wird sie denn auch reichlich benutzt. Sonst aber werden die dogmengeschichtlichen Kenntnisse bald vergessen. Es ist kein Geheimnis, daß unter Pfarrern, welche bereit und geschäftig sind, ihren theologischen Gegnern alle möglichen Ketzernamen anzuhängen, viele kaum fähig wären, falls sie nach den theologischen Lehren, der Bedeutung und den Fehlern der betreffenden Ketzereien gefragt würden, sofort eine genügende und richtige Antwort zu geben. In manchem Falle zeigen sie dogmengeschichtliches Wissen ohne dogmengeschichtliches Verständnis. Das ist ein bedenklicher Mißstand. Denn trotz ihrer scheinbaren Bedeutungslosigkeit für die Praxis ist die Dogmengeschichte heutzutage eine der wichtigsten theologischen Disziplinen. Sie soll einerseits den Entwickelungsgang der christlichen Lehre bis zur Gegenwart verständlich machen, andrerseits den Theologen für die dogmatischen Aufgaben und Verhältnisse unsrer Tage befähigen. Denn sowenig der Pfarrer direkt und produktiv an der dogmatischen Arbeit der Gegenwart sich zu beteiligen braucht, so darf er doch andrerseits nicht den modernen Erscheinungen auf dogmatischem Gebiet fremd und unfähig gegenüberstehen. Weil er für sein Amt dogmatische Bildung bedarf, so bedarf er auch dogmengeschichtliches Verständnis. Freilich, wenn man heutzutage beobachtet, in wie geringem Umfange das letztere bei vielen Pfarrern lebendig ist und in welch äußerlicher Weise die geringen dogmengeschichtlichen Kenntnisse verwandt werden, so darf man billig bezweifeln, daß die Dogmengeschichte jener doppelten Aufgabe bisher überall genügt hat. Wie kann hier eine Besserung bewerkstelligt werden?

Zunächst ist bei dem Studium jedes einzelne dogmengeschichtliche Wissen, welches ohne das entsprechende dogmengeschichtliche Verständnis etwas sein und gelten will, aufs entschiedenste zu bekämpfen: alles das ist Ballast, Formelkram, tote Masse. Das Studium soll Verständnis vermitteln. Da ist es freilich nötig, daß die Dogmengeschichte nicht eine Summe aneinandergereihter

und nur chronologisch geordneter dogmatischer Bestimmungen und Kontroversen werde. Sie ist auch nicht eine Geschichte der Dogmatik, sondern eine Geschichte der großen, lebendigen, christlichen Lehrentwickelung. Auch wird sie ihrer Aufgabe nicht gerecht, wenn sie die Entwickelung eines jeden einzelnen Dogmas in seinem ganzen Verlaufe zusammenhängend verfolgt. Das mag instruktiv sein und für andre Zwecke notwendig. Aber eine Zusammenstellung solcher einzelner Lehrentwickelungen würde nie eine rechte Dogmengeschichte werden. Die Aufgabe dieser Disziplin ist eine andre. In jedem Zeitalter, wo überhaupt christlicher Glaube und eigentümliche christliche Lehranschauungen eine lebendige Macht in den Geistern gewesen sind, gilt es, diese Anschauungen in ihrer Eigentümlichkeit und in ihrer Einheit, in ihrem Zusammenhange und in ihrer Bedeutung für das geistige Leben der Kirche zu erfassen und innerhalb dieses Ganzen jede einzelne Glaubenswahrheit in ihrer Formulierung und an ihrem Orte zu begreifen. Die christliche Weltanschauung, die Auffassung des Evangeliums, so wahr sie im wesentlichen zu allen Zeiten dieselbe ist und bleibt, erneuert sich doch in den verschiednen geistigen Epochen wie jeder lebendige Organismus, nicht bloß stückweis, sondern in allen ihren Gliedern. Es ist nichts als eine Fabel und ein Wahn, wenn behauptet wird, die Kirche habe eine Reihe christlicher Glaubenssätze für ewige Zeiten gültig und abgeschlossen fixiert, so daß selbst an ihrer Formulierung nichts zu ändern sei, jede Epoche habe ein besondres Hauptdogma zum Abschluß zu bringen, die Gegenwart z. B. das Dogma von der Kirche oder von den letzten Dingen, und am Ende der Tage werde die christliche dogmatische Erkenntnis vollendet und einheitlich vorliegen. — Sollte wirklich eine fertige Dogmengeschichte Gottes Weltzweck sein und nicht vielmehr das Reich Gottes? Sind die Theologen um der Dogmengeschichte willen vorhanden oder diese um jener willen, damit die Theologen die Lehrentwickelung der Kirche und die dogmatischen Aufgaben ihrer Zeit verstehen und dadurch geeignet werden, tüchtige Pfarrer zu sein? Sind die dogmatischen Lehrentscheidungen, welche von ökumenischen Konzilien und bedeutenden Theologen seinerzeit getroffen sind, wirklich in ihrer Formulierung für allezeit unübertrefflich, unverbesserlich, unbedingt gültig, unfehlbar? — Die

Dogmengeschichte selbst lehrt uns schon durch ihren äußern Verlauf auf den Glauben an eine unfehlbare Dogmatik verzichten. Aber, recht betrieben, lehrt sie auch die dogmatischen Entscheidungen früheren Generationen als die im wesentlichen richtigen und für die damalige Zeit notwendigen erkennen. Sie lehrt auch, in allen früheren dogmatischen Festsetzungen die Mängel und die unfertigen Seiten finden und, indem sie auch beim Gegner und beim Überwundnen die Wahrheitsmomente zu fixieren sucht, auch die dogmatischen Kämpfe in ihrem Wesen und ihrer Heftigkeit verstehen. Sie lehrt die Errungenschaften früherer Zeiten auch andern Geschlechtern vermitteln und in neue Sprache übersetzen. Sie lehrt die eigenartigen Kämpfe und Verbindungen christlicher Lehre mit philosophischen Systemen begreifen und würdigen und auch in fremdartiger wissenschaftlicher Form Wahrheit und Irrtum, Gefahr und Übereinstimmung wahrnehmen. Die dogmengeschichtliche Durchbildung ist es vor allem, die dem Theologen ein wesentliches Übergewicht gibt über den gebildeten Laien, und sie soll ihn leiten, in den geistigen Strömungen seines Zeitalters die rechte Form und den richtigsten Weg zu finden für die Predigt des Evangeliums. Deshalb ist es in der That dringend wünschenswert, daß in recht praktischer Weise der hohe Wert der Dogmengeschichte für das theologische Studium fühlbar gemacht und die theologische Jugend zu gründlicher dogmengeschichtlicher Arbeit begeistert werde.

Weit günstiger ist das Verhältnis der Ethik und Symbolik zur pfarramtlichen Praxis. Bei beiden Disziplinen ergibt sich ihre hervorragende Bedeutung für das Pfarramt und seine Aufgaben viel offenkundiger. So ist es erklärlich und erfreulich zugleich, wenn eine ganze Reihe bedeutsamer ethischer Fragen den Pfarrerstand dauernd lebhaft beschäftigt. Hier spürt man auch die Wirkungen des akademischen Studiums am allerdeutlichsten. Und wenn heutzutage die Geschichte der christlichen Ethik und der christlichen Sitte in mannigfacher Gestalt und mit frischem, jugendlichem Sinn in den Kreis der theologischen Arbeiten eintritt, so zeigt die verschiedenartige Mitarbeit und die allseitige Teilnahme, welche ihr von seiten der Pfarrer zu teil wird, daß hier das theologische Studium schöne, reiche Früchte zeitigt. Zugleich kommt man immer mehr zu der Einsicht, daß auch in den verschiednen

Konfessionen die christliche Sittlichkeit, das sittliche Ideal, die sittlichen Güter nicht genau dieselben sind, und man schärft das Auge für die konfessionellen Typen der Sitte und des Volkslebens. Unmittelbar damit hängt die höhere Schätzung der Symbolik zusammen. Je lebhafter in der Gegenwart das Ringen der Konfessionen und die Thätigkeit der Sekten und die staatliche Einwirkung auf die religiösen Gemeinschaften ist, um so mehr gewinnt die Symbolik auch für das Pfarramt an Wichtigkeit. Aber schon hat man glücklicherweise eingesehen, daß die alte Art der Symbolik, welche nur die Lehre der Konfessionen in Betracht zog und Lehrstück für Lehrstück je nach dem gleichartigen Titel bei den verschiednen Bekenntniskirchen verglich, eine für die pfarramtliche Praxis genügende Vorbereitung nicht ist. Man sucht jetzt den Geist der verschiednen Konfessionen zu verstehen. Man zieht alle eigentümlichen Lebensäußerungen, Formen und Institutionen der einzelnen heran. Man sucht jeder einzelnen aus ihrer Geschichte heraus gerecht zu werden. Aus der Symbolik ist eine praktisch überaus fruchtbare vergleichende Konfessionswissenschaft geworden. Hier brauchen wir deshalb nur den Wunsch zu äußern, daß Ethik und Symbolik immer mehr in solchem Geiste getrieben und in ihrem hohen Wert erkannt werden. Das theologische Studium wird dann in dieser Hinsicht für die Zwecke des Pfarramts keineswegs nutzlos sein.

Eine eigentümliche Bewandtnis hat es mit der Dogmatik. Man kann nicht leugnen, daß dieselbe von vielen im Pfarramt unmittelbar verwendet wird. Aber hier gerade wird es sich fragen, ob das mit Recht geschieht, und von welchem Werte die Dogmatik ist, welche ohne weiteres zu Predigt und pfarramtlichem Unterricht verwandt werden kann. Es ist nämlich leider zu befürchten, daß entweder die Predigten sehr wissenschaftlich und unpraktisch ausfallen, oder daß die Dogmatik, welche unmittelbar den erbaulichen Zwecken dienen kann, minderwertig sein möchte. Für beide Fälle kommen thatsächlich Beispiele vor. Das ist aber ein Zustand, der, aus Unklarheit hervorgegangen, mehr und mehr Verwirrung hervorbringen muß; er weist wiederum auf eine Schwäche des theologischen Studiums zurück. Oder ist es nicht ein höchst ungesunder Zustand, wenn man thut, als sei die Dogmatik identisch mit dem

Evangelium oder die Offenbarung identisch mit der Dogmatik? Und wenn nicht einmal die Theologen es in ihrem Studium lernen, den Unterschied zwischen diesen Größen theoretisch zu erfassen und praktisch geltendzumachen, ist es da ein Wunder, wenn die Laien aus der Verwirrung nicht herauskommen und jenes dogmatische „Evangelium" teils selbst für sich und andre in Anwendung bringen, teils meiden und fliehen als eine langweilige, thörichte Predigt? Und wenn die Theologen bei denjenigen Systemen, in welche sie sich wissenschaftlich nicht hineinfinden können, ohne weiteres an einzelnen Resultaten und dogmatischen Formulierungen das Maß der Rechtgläubigkeit oder der Ketzerei besitzen, ist es da unverständlich, wenn die Laien nun ihrerseits die Theologen nach ebenso äußerlichen oder noch einfacheren Maßstäben messen? Es ist aber leider Thatsache, daß heutzutage von den meisten Theologen die dogmatischen Resultate überschätzt werden, die dogmatische Arbeit dagegen unterschätzt wird. Diese letztere mit ihren eigentümlichen Schwierigkeiten haben die meisten überhaupt nur rezeptiv kennen gelernt und sehr bald über den Resultaten und einem allgemeinen Eindrucke völlig vergessen. Dogmatische Fragen werden fortan so behandelt, als ob jedes wirklich gläubige und vom Heiligen Geist erleuchtete Herz mit der größten Leichtigkeit dogmatische Probleme lösen und zu den richtigen — nämlich den traditionellen — Entscheidungen kommen könne, während alles emsige Suchen, alles Zweifeln und Vergleichen, alle Unsicherheit und Unabgeschlossenheit Verblendung sei oder böser Wille oder Verführung. Da nun die meisten den Gang der christlichen Lehrentwickelung nur nach den wesentlichen Resultaten, nicht aber nach seiner wirklichen Ausgestaltung und seinen inneren Ursachen kennen, so haben sie auch aus der Dogmengeschichte keine richtigen Vorstellungen und Maßstäbe für die Faktoren und die Art der christlichen Lehrbildung. Die Arbeit, die Mühe, die Gegengründe gelten ihnen nichts. Die in langen, heftigen Kämpfen zur Geltung gekommenen Lehrbestimmungen erscheinen als selbstverständlich und a priori notwendig, die Gegner derselben als Thoren und Christentumsfeinde, Zweifel und Kritik an dem überlieferten Bestande der dogmatischen Formeln nur zu leicht als Zeichen des Unglaubens. Freilich, wer nur einiger-

maßen den Ernst und die Schwierigkeiten der dogmatischen Arbeit und nur einen geringen Teil der dogmengeschichtlichen Quellen kennen gelernt hat, wird sich durch solche landläufige und wenig evangelische Urteil nicht beirren lassen. Zu bedauern ist es nur, daß sich auf diese Weise mangelhafte dogmatische und dogmengeschichtliche Bildung einer frühern Generation an der spätern rächen, daß die Studenten heutzutage Dogmatik und dogmatisches Denken lernen müssen nicht bloß unter dem Drucke des kommenden Examens, welches manchem die Unbefangenheit der Arbeit raubt, sondern noch mehr unter dem Drucke der kirchlichen Parteien, welche nicht nach der Treue des Studiums, sondern nach den von dem Theologen vertretnen dogmatischen Resultaten, nach dem sogenannten „Bekenntnis" fragen. Und diese geliebten dogmatischen Resultate selbst? — Für eine große Zahl derjenigen, die sie stets im Munde führen, sind und bleiben sie doch nichts als Schlagworte und trockne Formeln, teilweise in ihrem rechten Sinne gar nicht verstanden, meistens aber derart, daß auch ihr Verteidiger schwerlich die ganze Fülle des Evangeliums in sie hinein zu interpretieren oder aus ihnen heraus zu entwickeln vermag. Wer sie aber wirklich geschichtlich und dogmatisch verstanden hat, wird sich hüten, solche überlieferte, ehrwürdige Formeln in so leichtfertiger und nutzloser Weise vor dem großen Publikum stets zu brauchen, wie es in der Gegenwart vielfach geschieht. Unter solchen Umständen kann man also denen, welche die Dogmatik auf unsern Hochschulen vorzutragen haben, nur doppelt den Mut der Überzeugung und der freien Rede wünschen und ihnen wie ihren Zuhörern die Kraft und die Freiheit zu treuer Arbeit. Nicht in irgend welcher „Erbaulichkeit" findet die Dogmatik ihren Wert, sondern in der Tiefe des Geistes, in der Schärfe der Auffassung, in der Folgerichtigkeit des Denkens, in der Geschlossenheit der Anschauung, in der Einheitlichkeit und Ordnung der Ergebnisse. Wo diese Merkmale der dogmatischen Arbeit fehlen, da schadet man trotz aller Erbaulichkeit des Tons und aller Kirchlichkeit der Resultate und allen guten Willens dennoch der Kirche. Denn man schadet den Theologen in ihrem notwendigen Studium und in ihrer gründlichen theologischen Durchbildung, und damit schädigt man die Wirksamkeit des Pfarramts und die Zukunft der Kirche.

Die gerügten Mißstände haben noch einen weitern Erfolg, dem gegenüber das akademische Studium auch nicht gleichgültig bleiben sollte. Es ist der Schein entstanden und wird durch weite Theologenkreise gefördert, als könne es fundamentale christliche Wahrheit geben, zu deren Anerkennung die Pfarrer verpflichtet wären, während man die Laien ihrer Unklarheit oder ihrem Belieben überläßt. Dieser Zustand ist dadurch hervorgerufen, daß man beim Rückgang auf die reformatorischen und altkirchlichen Grundlagen als das Entscheidende und Fundamentale die dogmatischen Formulierungen jener Epochen für die Pfarrer maßgebend gemacht hat — eine Instanz, auf die man freilich die Laien nicht verweisen kann. Nun läßt man die große Masse des Christenvolkes mit diesen „fundamentalen" Anforderungen unbehelligt, wacht aber um so sorgsamer über der „korrekten" Stellung der Theologen. Dieser Zwiespalt, welcher einen neuen kirchlichen Unterschied zwischen Klerus und Laien begründet und direkt zur römischen fides implicita führt, ist in der evangelischen Kirche unerhört. Es gibt nichts Fundamentales, was nicht heilsnotwendig wäre. Nur das Heilsnotwendige ist fundamental. Darum fordre man entweder die strikte Anerkennung jener „fundamentalen" Wahrheiten auch von den Laien, denn es hängt ihr ewiges Heil davon ab, — oder man beschwere die Pfarrer nicht mit derartigen Lasten — denn was nicht heilsnotwendig ist, kann nicht fundamental sein! Oder glaubt man wirklich durch dogmatische Unterscheidungen diesem Dilemma entgehen zu können? Glaubt man, daß auch nur eine einzige christliche Wahrheit durch ihre dogmatische Formulierung einen Wert oder eine Bedeutung erhielte, den sie vorher nicht hatte? Glaubt man, daß die Dogmatik, etwa mit Hilfe der Philosophie oder als christliche Gnosis, durch ihre Spekulationen auch nur ein einziges Dogma entdecken könne, welches zum einheitlichen christlichen Glauben und zum vorhandnen christlichen Heil etwas hinzuthäte? Oder sollte der christliche Glaube in irgendeiner Hinsicht unvollständig sein und erst der Vollendung durch die Dogmatik bedürfen? — Wenn nicht, nun so wollen wir die Scheidewand zwischen Laien und Theologen niederreißen und uns alle des einfachen, einheitlichen Evangeliums getrösten, das sich wohl in einer Reihe von tröstlichen Wahrheiten

entwickeln, aber nie in eine Anzahl einzelner Dogmen zerreißen läßt und nie von irgendwelcher Spekulation übertrumpft werden kann. Dieses Evangelium nehmen Laien und Theologen gleicherweise in die Praxis ihres Lebens auf. Die Theologen aber haben, damit sie es immer aufs neue wieder wirksam und praktisch verkünden und ausbreiten können, von Berufs wegen die Aufgabe, auch wissenschaftlich das Wesen des Evangeliums zu verstehen. Dazu ist die Dogmatik da. Denn die Dogmatik ist das System der wissenschaftlichen Erkenntnis der Offenbarung Christi. Sie stützt sich in der vom evangelischen Bekenntnis gewiesenen Richtung ausschließlich auf die heilige Schrift. Sie hat das Evangelium wissenschaftlich und systematisch, d. h. als einheitliches, abgeschlossenes Ganzes, mit dem rechten Mittelpunkt, vollständig und in der rechten Gliederung seines Inhalts darzustellen. Alles, was wirklich zum Evangelium gehört, muß in der Dogmatik behandelt werden, und was mit dem Evangelium nicht zusammenhängt, ist unbedingt auszuschließen. In diesem Sinne kann die Dogmatik freilich nicht unmittelbar im Pfarramte Verwendung finden; aber für den geordneten Bestand der evangelischen Kirche ist dennoch eine gründliche dogmatische Durchbildung ihrer Pfarrer unerläßlich. Wie der Mediziner den Organismus des menschlichen Körpers und die Einwirkungen der Natur auf diesen gründlich wissenschaftlich studiert haben muß, um als Arzt in seinem Wirkungskreise in jedem besondern konkreten Falle das geeignete Heilmittel anwenden zu können, so soll der Theologe gründlich wissenschaftlich die einheitliche christliche Offenbarung, das Evangelium, studiert haben, um als Pfarrer in jedem besondern Falle in rechter Weise das Wort Gottes anwenden und wirksam machen zu können. So ist die Aufgabe der Dogmatik im letzten Grunde ebenso lohnend und unverfänglich wie wichtig. Freilich die Krone des theologischen Studiums würden wir ihr dennoch nicht zuerkennen. Diese gebührt, falls die Aufgabe richtig verstanden und gelöst wird, — der praktischen Theologie.

Die praktische Theologie hat unter allen Disziplinen in gewisser Hinsicht die höchste Aufgabe. Sie faßt am unmittelbarsten den Endzweck des ganzen theologischen Studiums ins Auge und eignet sich ihn direkt an. Sie soll in besonderm Sinne zum

Pfarramt vorbereiten. Sie schließt die theologische Vorbildung in gewissem Sinne ab und vollendet sie. Von der rein wissenschaftlichen Betrachtung des Stoffs, mit welchem das Pfarramt zu thun hat, leitet sie zur praktischen Behandlung desselben über. Sie pflegt in einem oder zwei Semestern im Kolleg behandelt zu werden; dazu kommt noch das praktisch theologische Seminar. Ja, es gibt Universitäten, wo die Dogmatik in einem, die praktische Theologie aber in zwei Semestern mit gleicher Stundenzahl gelesen wird. Unter diesen Umständen sollte man meinen, diese Disziplin müßte den Studenten wie den Pfarrern hochwichtig erscheinen, sie müßte einen reichen Ertrag für das Pfarramt ergeben und gleichsam das rechte Bindeglied zwischen dem wissenschaftlichen theologischen Studium und der pfarramtlichen Praxis bilden. Weit gefehlt! Die Studenten besuchen vielfach nur mit der größten Unlust diese Kollegien; sie langweilen sich dabei und haben das Gefühl, das meiste des Vorgetragnen entweder von selbst zu wissen oder doch nicht sogleich oder überhaupt nicht brauchen zu können. Es werden keine Vorlesungen so viel zu andern Zwecken mißbraucht wie die über praktische Theologie. Und die Pfarrer pflegen nicht etwa mit andern Gedanken an diese Vorlesungen zurückzudenken. Die formalen Kontroversen, mit denen viel Zeit ausgefüllt ist, lassen sie kalt, noch kälter die prinzipiellen Ableitungen. Die hochtönenden, wissenschaftlichen, fremdsprachlichen Bezeichnungen für ganz einfache Dinge kommen ihnen lächerlich vor oder flößen ihnen Scheu ein. In den meisten Punkten lernen sie die Praxis aus der Praxis selbst und richten sich am liebsten nach einem erfahrnen Amtsbruder. Das „Heft" über praktische Theologie wird nie wieder in die Hand genommen — höchstens dann, wenn es gilt, für die Pfarrkonferenz einen Vortrag über allgemeine praktisch theologische Fragen auszuarbeiten. Im allgemeinen denken die Pfarrer an die Vorlesungen über praktische Theologie entweder gar nicht oder mit der größten Gleichgültigkeit oder mit Lächeln und Achselzucken zurück. Das ist ein bedenkliches Symptom.

In der That ist die Sachlage ziemlich betrübend. Es soll nicht geleugnet werden, daß es auch hier ehrenwerte, einzelne Ausnahmen gibt, daß einzelne Dozenten auch durch die praktische Theologie und für die praktische Theologie anregen. Nur liegt

meistens diese Anregung weniger in der Behandlung der Sache selbst als in dem sprudelnden Geiste und in der lebendigen, wirksamen Persönlichkeit der betreffenden Dozenten. Auch das soll betont werden, daß die Studenten nicht ganz ungeschult die Universität verlassen. Aber was sie an praktischer Theologie gelernt haben, pflegen sie lediglich den Seminaren zu verdanken, in welchen sie durch selbständige praktische Übungen und durch gegenseitige Kritik Interesse und Belehrung empfingen. Was dagegen die Vorlesungen anlangt, so muß man leider fürchten: die praktische Theologie ist zur unpraktischen Theologie geworden. Wo liegen die Schäden, und wie ist hier die Disziplin fruchtbarer zu gestalten?

Mangel an Zeit kann die Ursache solcher Mißstände nicht sein! Denn daß Zeit genug vorhanden ist, beweist die Art, wie die Stunden mit allerhand selbstverständlichen Erörterungen, mit weitläufigen, vielfach wenig fruchtbaren Ausführungen, mit nutzlosem Schematisieren und Systematisieren und sehr zweifelhaftem Definieren und Disponieren ausgefüllt werden. Neben geistreichen und witzigen Beobachtungen und Bemerkungen werden recht triviale Gemeinplätze und selbstverständliche Betrachtungen in großer Breite dargeboten. Allein Zuhörern, die eine tüchtige Gymnasialbildung und gesunden Menschenverstand besitzen, darf man eben nicht weitläufig Dinge auseinandersetzen, die für einen Schulknaben passen mögen. Aber auch andre Eigenheiten sind nicht selten. Ein Dozent der praktischen Theologie pflegte seinen Zuhörern für ihr Verhalten bei Krankenbesuchen folgenden Ratschlag zu diktieren: „Wenn die Krankheit eine ansteckende ist, so setze sich der Pfarrer nicht zu nahe an das Bett des Kranken, damit er nicht angesteckt werde, aber auch nicht zu ferne, damit der Kranke nicht meine, der Pfarrer fürchte sich; die Entfernung von 1—2 Fuß vom Bette des Kranken dürfte durchschnittlich die angemessene sein.“ Derartige Sachen, die so sehr dem Takte oder den konkreten Umständen anheimgestellt werden müssen oder in das Gebiet der Kasuistik fallen, sollten nie im Kolleg weitläufig und pedantisch verhandelt werden. Überhaupt könnten alle die Fragen, welche sozusagen in die pastorale Technik fallen, füglich umgangen werden. Denn für die große Zahl der jungen Theologen, welche in

einem Pfarrhause aufgewachsen sind, versteht sich das alles von selbst, und die andern Studenten werden die Winke und Anweisungen, wenn sie nicht auch für sie bei etwas gesundem Menschenverstande selbstverständlich sind, doch wieder vergessen, bis sie in der Praxis alle derartigen Dinge von selbst sich aneignen. Der Professor kann von wichtigern Dingen reden; denn solche technische Fragen sind zur Zeit für das Pfarramt nicht die wichtigsten. Ein andres Merkmal, wodurch die praktische Theologie sich gegenwärtig von den andern Disziplinen nicht zu ihrem Vorteil auszeichnet, sind die vielen fremdländischen, künstlichen termini technici, welche dem Ganzen eine sehr wissenschaftliche Auftakelung verleihen. Das geht gleich bei den Hauptteilen der Disziplin an: Homiletik, Liturgik, Katechetik, Poimenik, Keryktik, Kybernetik, Halieutik — tik, tik, tik, — weshalb so viele Umstände?! Aber freilich in dem eigentlichen Inhalte der Disziplin pflegt es an derartigen Fremdwörtern und deren geistreicher Erklärung, Begründung und weitläufigen Entfaltung erst recht nicht zu fehlen. Da ist alles „offenbarungsmäßig-positiv“, „sozialpädagogisch“, „paränetisch-teleologisch“, „dialektisch-didaktisch“, „katechetisch-memorativ“, „liturgisch-pädagogisch“, „individuellpädeutisch“, „organisch-didaktisch“, „subjektiv-methodisierend“ ꝛc. Man stolpert fortwährend über solche Formeln und Distinktionen, mit denen so gut wie gar nichts erreicht wird. Und sollte man sich wirklich in der deutschen Muttersprache nicht verständlicher und sachlich ebensogut ausdrücken können? — Dasjenige, was in den Vorlesungen am brauchbarsten und wirksamsten ist, die thatsächliche Geschichte der einzelnen Disziplinen und einiges andre, wird durch solche Ausschmückung und Zustutzung zuweilen ungenießbar und verliert sich leicht in dem übrigen breitfließenden Strome der praktischen Theologie. Es ist wirklich den Studenten und Pfarrern nicht zu verargen, wenn sie ohne Dank und Freude an so manche Stunde zurückdenken, in welcher sie nichts Wesentliches gelernt und empfangen haben.

Daß man sich nicht überwinden kann, was für alle selbstverständlich oder doch vorläufig nicht verwendbar ist, einfach kurz zu übergehen, ist der eine Fehler des heutigen Betriebs der praktischen Theologie. Ein andrer ist, daß man sie systematisiert.

Muß denn die praktische Theologie notwendig wie die Dogmatik ein „System“ sein? Liegt eine derartige Forderung in ihrem eignen Wesen und in ihren Aufgaben? Ist es nicht vielmehr gerade umgekehrt durch den zu erreichenden Zweck angezeigt, von der praktischen Theologie alles fernzuhalten, was sie zu einem theoretischen System machen könnte, und sie in möglichst lebendiger Beziehung zum Pfarramt und seinen sich stets erneuernden Aufgaben zu erhalten? Aber — so muß man da weiter fragen — ist sich die praktische Theologie ihres direkten Zieles überhaupt konsequent bewußt geblieben? Hat sie sich wirklich schon allseitig der neuen Aufgaben angenommen, die in der Gegenwart an sie herangetreten sind und notwendig von ihr gelöst werden müssen? Erklären sich nicht eine ganze Reihe der gegenwärtigen kirchlichen und theologischen Mißstände lediglich dadurch, daß der Organismus der theologischen Disziplinen verdorrt ist gerade an der Stelle, wo die praktische Theologie dem pfarramtlichen Leben neue Säfte zuführen sollte?

Wir wollen nicht weiter klagen und fragen. Noch weniger wollen wir die praktische Theologie als eine nutzlose Disziplin aus dem theologischen Studienplan beseitigt wissen. Wir wollen vielmehr gleich andeuten, wie unsers Erachtens aus dieser Disziplin, welche bisher weniger als alle andern mit Stoff belastet ist, eine sehr fruchtbare, für die pfarramtliche Praxis und die kirchlichen Verhältnisse überhaupt segensreiche Disziplin werden könnte.

Die Disziplin der praktischen Theologie soll zwischen dem wissenschaftlichen theologischen Studium und der Praxis des Pfarramts vermitteln. Sie soll verhüten, daß — wie es leider jetzt vielfach geschieht — die wissenschaftliche Theologie und die pfarramtliche Praxis in Gegensatz zu einander treten, daß die eine die andre ignoriert, geringschätzt, oder beeinträchtigt. Sie soll vielmehr dafür sorgen, daß beide Hand in Hand gehen, daß die wissenschaftliche Theologie nicht ihren praktischen Zweck aus den Augen verliert, und daß das Pfarramt aus der theologisch wissenschaftlichen Vorbildung der Pfarrer möglichsten Nutzen zieht. Die Aufgabe der praktischen Theologie ist mithin eine doppelseitige. Einerseits muß sie die sämtlichen Aufgaben und Verhältnisse des

Pfarramts berücksichtigen. In einer Weise, welche für den Studenten verständlich und nutzbringend ist, muß sie ihn für die verschiedenartigen Anforderungen des Amtes vorbereiten. Andrerseits darf sie die wissenschaftlichen Kenntnisse, welche der Student gesammelt hat, nicht unberücksichtigt und unverwendet lassen. Sie soll ihn anleiten, diese wissenschaftlichen Kenntnisse für die Praxis nutzbar zu machen, und ihm ein deutliches Bewußtsein von dem Werte geben, welchen die ganze wissenschaftliche Durchbildung und jede einzelne theologische Disziplin für den Zweck des Pfarramts hat.

Von dem ersten Teile der Aufgabe braucht hier nicht viel geredet zu werden. Er ist in etwas veränderter und erweiterter Gestalt dasjenige, was man bisher unter dem Titel der praktischen Theologie behandelt hat. Nur ist zu verhüten, daß alles, was hierher gehört, durch das Streben nach Systematisieren und nach wissenschaftlichem Schein wiederum nur zur Hälfte wirksam werde. Es kommt doch, zumal in unsrer Zeit, wahrhaftig tausendmal mehr darauf an, daß die Kandidaten möglichst praktisch und tüchtig geschult ins Amt kommen, als darauf, daß der „formale Gesamtaufbau“ und die „architektonische Gliederung“ der praktischen Theologie ihren Meister loben. Die kirchlichen Mißstände und die Aufgaben des Pfarramts in unsrer Zeit sind wahrlich wichtiger. Ja, darauf wird es ankommen, daß der Professor der praktischen Theologie für alle Bewegungen in unserm Volksleben einen offnen Blick sich bewahre und die Studenten lehre, wie sie als Pfarrer mitten in all den Strömungen der modernen Zeit und in der rapiden Entwickelung der modernen Kultur auch ihr Pfarramt ausgestalten und ihre Kräfte nach allen Seiten hin entwickeln müssen. Wir brauchen hier nicht zu wiederholen, was im ersten Kapitel über das Pfarramt und die Pfarrer unsrer Tage gesagt ist. Sollen wir noch besonders einige Punkte namhaft machen, welche uns bisher nicht genügend behandelt zu werden scheinen, so sind es: die Stellung des Pfarrers zur sozialen Frage, zur innern Mission, zu den Behörden, zur Schule, zu Kunst und Wissenschaft; das Verhalten gegenüber den kirchlichen Parteien, gegenüber den Sekten, gegenüber der römischen Kirche im allgemeinen und in der Diaspora, zu andern religiösen Richtungen;

ferner die Aufgaben der kirchlichen Organisation, der Armenpflege und Liebesthätigkeit, die Verwendung oder Bekämpfung von Litteratur und Presse, das Vereins-, Versammlungs- und Anstaltswesen ꝛc. Es sollte doch mit Wunderdingen zugehen, wenn ein Professor der praktischen Theologie bei solcher Fülle des interessantesten und lauter Zeitfragen berührenden Stoffs nicht eine packende, fruchtbare, gesegnete, reiche Vorlesung halten könnte! Freilich, eine solche Vorlesung dürfte sich nicht in „akademischer" Höhe und im Schleppgewande hochwissenschaftlicher Terminologie bewegen, und sie müßte alle allgemeinen Redensarten, alle abstrakten Wendungen und theoretischen Erörterungen meiden. Die konkreten Züge aus der Arbeit der christlichen Kirche an der modernen Menschheit und Kultur, die praktischen und erprobten Mittel des Kampfes und der Arbeit, die faktischen Zustände, Gefahren, Schwächen, Vorzüge und Laster unsers Volkes müßte sie darstellen. Das Volksleben, wie es wirklich ist, müßte sie schildern und verstehen lehren und aus diesen gegebnen Verhältnissen heraus das Pfarramt mit seinen vielseitigen Aufgaben. Eine praktische Theologie, die nur auf der Studierstube gemacht ist und nicht aus einer reichen Kenntnis des wirklichen Lebens stammt, ist nichts wert, und ich fürchte, daß man mit weitläufigen Ausführungen über das „Objekt des kirchlichen Handelns" und das „Subjekt des kirchlichen Handelns" und dergleichen Zauberformeln mehr auch die geduldigsten Zuhörer langweilt und den interessantesten Stoff ungenießbar macht.

Doch ich überlasse die weitre Erwägung dieser Gedanken meinen Lesern und wende mich zu dem, was ich als zweiten Teil der Aufgabe der praktischen Theologie bezeichnet habe: sie soll den Ertrag der eigentlich wissenschaftlichen Disziplinen der Theologie verwerten lehren für die Praxis und umsetzen in praktische Form. Sie soll, nachdem alles, was notwendig ist, in den andern Disziplinen wissenschaftlich und gesondert behandelt und einem Sichtungsprozesse unterzogen ist, nun den Teig anrühren und das Brot backen lehren, so daß die Pfarrgemeinde ihre geistige Nahrung in genießbarem und gesundem Zustande erhalten kann. Das ist eine Aufgabe, die noch viel zu wenig in Angriff genommen und nur ganz gelegentlich in den praktischen Seminaren und

Übungen tiefer erfaßt wird. Damit stimmen die bisherigen Ergebnisse dieses Kapitels überein. Denn fast bei allen theologischen Disziplinen, deren Ertrag für die pfarramtliche Praxis wir prüften, haben wir ein Defizit konstatieren müssen, nicht deshalb, weil die Disziplinen selbst mangelhaft vertreten und bearbeitet oder an sich nutzlos wären, sondern deshalb, weil fast nirgends dem Studenten eine praktische Anweisung gegeben wird über den eigentümlichen Wert jeder Disziplin für das praktische Pfarramt und über die Art, wie der Inhalt und die Ergebnisse jeder Disziplin für das Pfarramt nutzbar gemacht werden können. Diese Lücke muß die praktische Theologie ausfüllen. Sie muß, ehe sie vorwärts auf das Amt blickt, ihren Blick rückwärts auf die andern theologischen Disziplinen richten und in kurzer Zusammenfassung den Wert des wissenschaftlichen Studiums überhaupt und jeder wissenschaftlichen theologischen Disziplin für das Pfarramt beleuchten. Außerdem aber muß sie, sei es in den Vorlesungen, sei es in Seminaren und praktischen Übungen — womöglich auf beide Arten — an einzelnen konkreten und wichtigen Beispielen das Verhältnis der verschiednen Disziplinen zu einander, ihren Zusammenhang, ihren Unterschied und endlich den eigentümlich unterschiednen Charakter ihrer Resultate deutlich zum Bewußtsein bringen, und zwar so, daß die notwendige Verschiedenheit aller praktischen Verkündigung von aller wissenschaftlichen Formulierung zur Geltung kommt.

Was ich darunter verstehe, den Wert der einzelnen Disziplinen für das Pfarramt deutlich zu machen, brauche ich nicht weiter auseinanderzusetzen; die nötigen Andeutungen darüber sind im Obigen enthalten. Dagegen wird es erwünscht sein, wenn für die weitre obenbezeichnete Aufgabe, die Methode der Übersetzung wissenschaftlicher Resultate ins Praktische, einige Beispiele in aller Kürze beigebracht werden. Ich wähle dazu drei praktisch hochbedeutsame Stücke der evangelischen Verkündigung: die Rechtfertigung aus dem Glauben, die Gottheit Christi und die Wiederkunft des Herrn, und vergleiche ihre Formulierung und Entwickelung in allen theologischen Disziplinen und in den verschiednen Zweigen der pfarramtlichen Praxis.

Die Rechtfertigung aus dem Glauben wird in der Regel

als das Kleinod und das „materiale Prinzip“ des Protestantismus bezeichnet. Trotzdem hat man im modernen kirchlichen Leben den Eindruck, als handle es sich hier nur um eine einfache, dogmatische Formel, um einen alleinstehenden Grundsatz, um ein Dogma neben andern Dogmen. Viele Theologen wissen nicht mehr recht, die allumfassende Bedeutung jenes Prinzips sich selbst und andern klar zu machen. Sie bilden sich ein, die Rechtfertigung zu predigen, wenn sie die ziemlich abgegriffne theologische Formel von der Rechtfertigung in Predigt und Unterricht benutzen. Die Laien vollends, welchen jene Formel hinreichend eingeprägt ist, verstehen vielleicht, wie Luther durch diese Erkenntnis getröstet ist, vermögen aber selbst jener Formel einen Trost für sich kaum zu entnehmen. So gewinnt es den Eindruck, als sei der Protestantismus in seinem Hauptprinzip gelähmt oder erstarrt. Um so wesentlicher wird es sein, wenn die Studenten gründlich lernen, was es heißt, die Rechtfertigung aus dem Glauben predigen, und wie es geschieht. Denn in gewissem Sinne soll all unsre Predigt nichts sein als Predigt von der Rechtfertigung. Um nun den Studenten fähig zu machen, frei und praktisch und lebendig dies Evangelium zu verkündigen, ausgerüstet mit allen Mitteln, welche die theologischen Disziplinen bieten, und der sichern Beherrschung der Frage gewiß, zugleich aber unabhängig vom toten Buchstaben und der starren Formel und gewandt in entsprechender Benutzung jeder Form, vollziehe der Dozent der praktischen Theologie folgende Zusammenstellung und Vergleichung. Zunächst formuliere er kurz an der Hand der alttestamentlichen Exegese und biblischen Theologie mit Zuhilfenahme der wichtigsten Stellen dasjenige, was sich im Alten Testament als Ansatz zur Rechtfertigungslehre und zum Rechtfertigungsbewußtsein findet. Sodann stelle er präzis die paulinische Rechtfertigungslehre in ihrer eigentümlichen zeitgeschichtlichen Bedingtheit, mit ihren Motiven, Gegensätzen, Zielen und praktischen Konsequenzen dar. Ein Vergleich stelle den Zusammenhang mit jenen alttestamentlichen Ansätzen und den vorliegenden Unterschied und Fortschritt klar. Ferner ziehe man aus den andern neutestamentlichen Schriften und den Reden Jesu das Hierhergehörige, z. B. die Seligpreisungen, Luk. 15, Matth. 18 u. dergl. zum Vergleich heran und zeige wiederum den wesentlich

gleichen Inhalt in sehr verschiedenartiger Form. Die dogmengeschichtliche Disziplin benutze man, um zu zeigen, nicht nur daß die Rechtfertigungslehre sehr bald dem deutlichen Bewußtsein der Christenheit entschwunden ist, sondern auch, wie sie verdrängt und durch welche Surrogate sie im religiösen Leben, wie in der theologischen Lehre ersetzt ist; auch die Zeichen eines naiven Hervorbrechens des Rechtfertigungsbewußtseins vergesse man nicht. Aus dem Gebiete der Symbolik gebe man nun eine möglichst präzise Zusammenstellung der Rechtfertigungslehre nach den verschiednen Konfessionen, nicht ohne bei der römischen Kirche auch das Bußsakrament heranzuziehen. Auch hier mache man auf die zeitgeschichtlichen Bedingungen der Lehrformulierung, auf die Motive, Gegensätze und praktischen Tendenzen aufmerksam, und nicht minder auf ihren Zusammenhang und ihren Unterschied von der präzisen paulinischen Formulierung. Auf dem Gebiete der Dogmatik zeige man nun scharf und deutlich die grundlegende Bedeutung der Rechtfertigung für das dogmatische System und ihre allseitigen Beziehungen zu sämtlichen andern dogmatischen Hauptlehren; denn falls die Rechtfertigung wirklich das Prinzip ist, müssen alle andern Lehren zu ihr in Beziehung gesetzt werden und aus ihr abgeleitet werden können. Endlich zeige man die Bedeutung der Rechtfertigungslehre für die Ethik. Jetzt würde sich der Übergang zur Praxis durch folgende Fragen ergeben: Wie ist diejenige Wahrheit oder Thatsache, welche wir im Alten Testamente in Ansätzen, im Neuen Testamente prinzipiell bezeugt und eigenartig formuliert, in der Dogmengeschichte verkümmert und durch verschiedne Surrogate ersetzt, in den verschiednen Konfessionen theoretisch und praktisch verschieden aufgefaßt, in der Dogmatik und Ethik als Prinzip anerkannt finden, — wie ist diese Wahrheit und Thatsache in Predigt, Liturgie und kirchlichem Unterricht als Evangelium praktisch zu verkündigen? Was lehrt die Vergleichung der verschiednen Disziplinen an dieser Thatsache und Wahrheit als das eigentlich Wesentliche und Bedeutsame und was als nebensächliche und wechselnde Form erkennen? Wie kann man endlich in unserm Zeitalter und für unsre kirchlichen Verhältnisse diese Wahrheit und Thatsache in den Herzen lebendig machen und zur Geltung bringen? Sowohl aus der Vergleichung

der behandelten Disziplinen, wie aus der Berücksichtigung der thatsächlichen Verhältnisse des Christenlebens folgt nun, daß für die Rechtfertigungsthatsache und das Rechtfertigungsbewußtsein, für die praktische Frömmigkeit und die praktische Verkündigung des Evangeliums auf den Gebrauch der korrekten dogmatischen Formel gar nichts ankommt. Theologisch ist allerdings die präzise Formulierung vom höchsten Gewicht; und unter bestimmten Umständen kann sie auch im praktischen kirchlichen Leben aufhören, selbst für den evangelischen Laien ein Adiaphoron zu sein. Aber man kann der Rechtfertigung aus dem Glauben sich getrösten, ohne überhaupt die theologische Formel zu kennen, und man kann über die Rechtfertigung eine ganze Predigt halten, ohne die theologische Formel zu gebrauchen. Wie gesagt, in gewissem Sinne ist all unser Predigen, falls es recht evangelisch geschieht, gar nichts anders als eine Predigt von der Rechtfertigung, mögen wir nun von der Sündenvergebung oder von der ewigen Seligkeit, vom Gottesreich oder von der Gotteskindschaft, von der Buße oder vom Glauben, von der Gnade oder vom Gericht, von der Gottheit Christi oder vom Heiligen Geist, von der Sünde oder von der Erlösung oder von irgend etwas anderm predigen. Nachdem dies den Studenten recht deutlich und fest eingeprägt wäre, müßte nun eine solche rechte Predigt von der Rechtfertigung, etwa über den Frieden auf Grund von Röm. 5, skizziert werden. Dabei wären die Zuhörer stets auf die praktischen Hauptgesichtspunkte hinzuweisen, aller dogmatischen Formeln zu entwöhnen und anzuleiten, alle diejenigen Fragen und Verhältnisse und Lagen des menschlichen Lebens, welche für die Predigt besonders fruchtbar sind, zu finden und heranzuziehen. Für die Katechese und den Unterricht wären sodann die Studenten, etwa an der Hand des Gleichnisses vom Zöllner und Pharisäer, praktisch zu instruieren, wie sie, dem kindlichen Verständnis gemäß und warm, zugleich auch möglichst korrekt und präzis, aber ohne jeglichen beschwerlichen Ballast, die Thatsache der Rechtfertigung entwickeln und das Rechtfertigungsbewußtsein wecken und stärken können. Für die Liturgie wäre etwa ein entsprechendes Gebet oder die übliche Gottesdienstordnung oder ein Gesang wie „Ist Gott für mich, so trete“ zur Illustration der Rechtfertigung zu benutzen. Endlich

und Interessen das Gewicht zu legen wäre. Ein Blick auf das Mittelalter würde die Wahrheit von der Gottheit Christi wiederum in neuer kultischer und theologischer Beleuchtung zeigen. Die Heranziehung der Symbolik würde erläutern, daß das Dogma von der Gottheit Christi, scheinbar bei den verschiedenen Konfessionen identisch, doch im Glauben und Leben der verschiednen Bekenntnisgemeinschaften eine ganz verschiedne Bedeutung hat. Aus der Dogmatik wäre die richtige, systematische Formulierung des Glaubenssatzes beizubringen, seine religiöse Erklärung und Begründung, und es wäre sein Zusammenhang mit den übrigen Gliedern des Systems aufzudecken. Ein Hinweis auf die Ethik würde die Bedeutung unsers Dogmas für die ethischen Aussagen und Forderungen, wie für die christliche Sittlichkeit im allgemeinen darzulegen haben. Daran würde sich wiederum die Frage schließen: Wie ist das Evangelium von der Gottheit Christi in Predigt, Liturgie, Unterricht u. s. w. zu verkünden? Was lehrt die Vergleichung der verschiednen Disziplinen an dieser Thatsache und Wahrheit als das eigentlich Wesentliche und Bedeutsame und was als nebensächliche und wechselnde Form erkennen? Wie kann man in unserm Zeitalter und für unsre kirchlichen Verhältnisse diese Wahrheit und Thatsache in den Herzen lebendig machen und zur Geltung bringen? — Es wird natürlich darauf ankommen, die praktische, religiöse Anerkennung der Gottheit Christi zu erreichen. Die Anerkennung der theologischen Formel ist dem gegenüber wieder relativ gleichgültig und von den Laien nur dann zu fordern, wenn sie ihnen völlig verständlich und durch bestimmte Umstände zum Schiboleth des Evangeliums geworden wäre. Nun kann man aber wiederum praktisch religiös Christum als Gott verehren, ohne die theologische Formel zu kennen; und ohne diese Formel zu nennen, kann man eine ganze Predigt über die Gottheit Christi halten. Ja, in gewissem Sinne ist wiederum all unser Predigen nichts andres als eine große Predigt von der Gottheit Christi. Denn die Gottheit Christi ist in bestimmter Weise nichts als eine Seite, als eine Art des ganzen, einheitlichen Evangeliums, identisch mit all den andern heilsamen Wahrheiten und Thatsachen, welche dies Evangelium uns gebracht hat; und der Glaube an die Gottheit Christi ist ebenso nur eine ganz be-

sondre, praktische Auffassung und Annahme des Evangeliums, bei jedem wahrhaftigen, lebendigen Christenglauben in irgend einer Weise, wenn auch nur keimhaft, wirklich vorhanden. Der lebendige Glaube aber an die Gottheit Christi wird im Leben folgende Merkmale haben: die praktische, demütige Anerkennung Christi als unsers Herrn und als des Herrschers über alle Welt, das zuversichtliche Vertrauen zu ihm, die Gewißheit, von ihm und durch ihn und um seinetwillen Vergebung der Sünden zu haben, das Gebet zu ihm und durch ihn zum himmlischen Vater und den Wandel nach seinem Willen. Denn das alles sind Rechte, die nur Gott allein zukommen. Unter steter Hinweisung auf diese Hauptgesichtspunkte würden nun die Studenten auf die praktische Verwertung jener Lehre in Predigt, Liturgie und Katechese und bei den sonstigen praktischen Gelegenheiten des Pfarramtes hinzuweisen sein. Man müßte an konkreten biblischen Texten, Gebeten oder Gesängen das verschiedenartige Verfahren anschaulich machen, — den Unterschied sowohl zwischen der theologischen und der praktischen Behandlung derselben Wahrheit wie zwischen den einzelnen Disziplinen und ihren eigentümlichen Behandlungsweisen. Der Erfolg solcher Schulung würde voraussichtlich für die Studenten nicht bloß derselbe sein, welcher beim ersten Beispiel angedeutet ist, sondern hoffentlich auch der, daß man in ganz andrer Weise als bisher das praktisch-religiöse Einverständnis über die wissenschaftlich-theologischen Differenzen stellen lernte und sich, durch bloße theologische Meinungsverschiedenheit unbeirrt, zu großer, vertrauensvoller, gemeinsamer Arbeit an den höchsten Aufgaben des Evangeliums die Hand reichte. Unser Christenvolk ist der theologischen Streitereien müde. Der Heiland wartet, daß wir es zu ihm führen, aber nicht zu einem Volke von Theologen machen sollen. Wann wird endlich die Theologie schweigen und das Evangelium allein reden? Oder sind wir dazu ausgesandt, um den Menschen statt des lebendigen Brotes theologische Steine zu bieten? —

Als drittes und letztes Beispiel sei die Thatsache oder Wahrheit der Wiederkunft Christi angeführt. Das ist ein Stück unsers Glaubens, welches dadurch nicht unwichtiger wird, daß wir über die näheren Umstände dieser Thatsache nach des Herrn Worten

nichts wissen können und nicht uns irgend welchem Grübeln oder Spekulieren darüber hingeben sollen. Für die praktische Verkündigung des Evangeliums ist dies ein sehr wichtiger Punkt, freilich ein solcher, über welchen in der Regel eine vollständige Unklarheit und Verwirrung herrscht, welcher deshalb auch von allerhand Sekten und Schwarmgeistern zum Schaden der Gemeinden ausgenutzt zu werden pflegt. Auch hier könnte die praktische Theologie zur Klärung, Beruhigung und Sicherung viel beitragen. Der praktische Theologe mache zunächst wieder den Gang durch die sämtlichen theologischen Disziplinen. Er wird die eschatologischen Verheißungen des Alten Testaments und die entsprechenden Erwartungen der Juden kurz charakterisieren. Dann wird er in den Reden Jesu einerseits die Bestätigung und Vollendung jener Verheißungen nachweisen, andrerseits aber auch einen durchgreifenden Unterschied von allen bisherigen Hoffnungen. Das Neue, welches die Reden Jesu enthalten an Inhalt, Stimmung und Zweck und an Kritik der jüdischen Eschatologie, wird, zumal wenn man den konkreten Anlaß jeder Rede berücksichtigt, leicht ergeben, worauf es dem Herrn bei dem Hinweise auf seine Wiederkunft angekommen ist. Auch darauf lehre man achten, daß der Herr meist in Bildern redet und zwar in ungleichen und mannigfachen Bildern, welche nicht ohne weiteres äußerlich miteinander kombiniert werden können. Weiter zeige man nun die eschatologischen Hoffnungen der neutestamentlichen Schriftsteller, sowohl in ihrer wesentlichen Übereinstimmung hinsichtlich der Hauptsache und der Praxis, als auch in ihrer charakteristischen Eigentümlichkeit — von dem Chiliasmus der Offenbarung an bis zu der geheimnisvollen Verflechtung von Auferstehung, Geistessendung und Parusie beim Evangelium Johannis und bis zu den verschiedenartigen paulinischen Aussagen, die selbst wieder eine Entwickelungsreihe enthalten. Auch darauf mache man aufmerksam, daß man das Neue Testament geschichtlich nicht verstehen kann, wenn man nicht jedes Wort geschrieben denkt in der lebhaftesten, gewissesten Erwartung der baldigen Wiederkunft Christi — ferner darauf, daß, wie wir wissen, im zweiten Jahrhundert der Chiliasmus als ein notwendiges Stück der Orthodoxie gegolten hat. Hier erinnere man zugleich an die jüdische und heidnische apokalyptische Litteratur jener Jahrhunderte. Nun

verfolge man in großen Zügen die Lehre durch die Kirchen- und Dogmengeschichte, wie die lebendige eschatologische Hoffnung im dritten und vierten Jahrhundert erlischt und einer Eingewöhnung der Christenheit in die Welt Platz macht, ein Hauptgrund der völligen Umwandlung des Charakters der christlichen Kirche. Weiter beleuchte man, wie für die große Kirche fortan die Eschatologie aus einer gleichmäßigen, dauernden Stimmung und Erwartung zu einem Lehrsatz neben andern Lehrsätzen wird, nur in einzelnen liturgischen Momenten, in bestimmten Institutionen sich Ausdruck gebend, und nur bei besondern Gelegenheiten und in wenigen gewaltigen Stimmen wie dem ‚Dies irae, dies illa' der altchristlichen Hoffnung wieder ähnlich werdend. Andrerseits zeige man, wie je und dann, wenn eine besondre Sekte oder kirchliche Richtung die eschatologische Glut aufs neue anfachte, trotz aller sittlich hohen Ideale und trotz aller peinlichen Anlehnung an den Buchstaben der Schrift nur kirchliche Mißstände und unevangelisches Wesen die Folge waren. Man charakterisiere die Stellung Luthers zur Frage, so seine Gewißheit und feste Erwartung der nahen Wiederkunft, wie seine gleichmäßige Ablehnung aller schwarmgeistigen Tendenzen und Konsequenzen, und nicht minder die Stellung unsrer Augsburgischen Konfession, welche in ihrer Zurückweisung des Chiliasmus zwar einem nebensächlichen Zuge der Offenbarung Johannis entgegen ist, aber dem Sinne unsers Herrn ganz zweifellos entspricht. Mit Hilfe der Symbolik zeige man die Bedeutung der Lehre von der Parusie für das Leben und den Glauben der verschiednen Konfessionen und Sekten, sowohl bei denen, welche durch eine bestimmte Auffassung der Parusie besonders sich kennzeichnen, wie die Irvingianer, als auch bei denen, in deren Lehre dies Dogma anscheinend dieselbe Bedeutung hat wie bei uns, in deren Leben es aber doch durch den ganzen Charakter kirchlicher Gemeinschaft eine andersartige Beleuchtung erhält. Aus der Dogmatik erinnere man an die Bedeutung, welche die Lehre von der Parusie für das System hat oder haben kann, zugleich aber auch an die Selbstbeschränkung, welche die Dogmatik an diesem Punkte sich auferlegen muß, falls sie dem Worte des Herrn folgen und in seinem Geiste lehren will. Für die Ethik wird der Hinweis darauf wichtig sein, daß zwar nicht die Gewiß-

heit der Wiederkunft überhaupt, wohl aber die Erwartung einer unmittelbar bevorstehenden Parusie der ganzen Sittlichkeit ein völlig eigenartiges Gepräge aufdrücken kann und je und dann in der christlichen Kirche einzelnen Generationen, Richtungen, Sekten und Persönlichkeiten in der That aufgedrückt hat. Man vergesse nur nicht, auch dies zu betonen, daß die evangelische Sittlichkeit bei der Stellung unsrer Kirche zur Frage, durchaus dieselbe lebendige, gleichmäßige christliche Sittlichkeit ist und bleibt, mag der Herr morgen kommen oder noch tausend Jahre verziehen. Nun würde auch hier die Frage aufzuwerfen sein: Wie ist die Thatsache oder Wahrheit der Wiederkunft Christi, welche wissenschaftlich durch alle Phasen der Entwickelung, Auffassung und Beurteilung an der Hand der theologischen Disziplinen von uns verfolgt ist, als Evangelium in Predigt, Liturgie, Unterricht u. s. w. zu verkündigen? Was lehrt die Vergleichung der verschiednen Disziplinen an dieser Thatsache und Wahrheit als das eigentlich Wesentliche und Bedeutsame, und was als nebensächlich und als wechselnde Form erkennen? Wie kann man in unserm Zeitalter und für unsre kirchlichen Verhältnisse diese Wahrheit und Thatsachen in den Herzen lebendig machen und zur Geltung bringen? —

Es ist bekannt, daß unser Perikopensystem und die Einrichtung des Kirchenjahrs unsre Prediger nötigt, in den letzten Trinitatissonntagen und in der Adventszeit die eschatologischen Gedanken besonders ihrer Predigt zu Grunde zu legen. Es ist das zweifellos gut und heilsam, daß diese Wahrheit der Christenheit Jahr für Jahr so eindringlich gepredigt wird. Andrerseits müssen viele gerade dieser Predigten den zuhörenden Theologen mit Befremden, den Laien mit unklaren Gedanken und, wenn er alles in diesen Predigten ernsthaft nimmt, mit Angst erfüllen. Es liegt gerade diesen Predigten besonders die Gefahr nahe, in vermeintlich genauem Anschlusse an die heilige Schrift unwahr und unweise zu werden, indem sie die Gleichnisreden des Herrn auch in ihren einzelnen Zügen nicht mehr als Gleichnisse, sondern in massiver Weise als Thatsachen fassen und wenigstens für die Dauer der Predigt oder der letzten Trinitatis- und Adventszeit die Anerkennung des so ausgemalten, unmittelbar bevorstehenden Weltendes und eine dem entsprechende eschatologische Stimmung zu erreichen

suchen. Es liegt doch sicherlich eine Unwahrheit darin, wenn ein Prediger regelmäßig um diese Jahreszeit — und zwar nur um diese Jahreszeit — von der Kanzel aus die unmittelbar bevorstehende Parusie Christi verkündet und ausmalt und sich und seine Zuhörer dem entsprechend zu rühren oder aufzurütteln sucht, während er vielleicht eine Stunde nach seiner Predigt an nichts weniger denkt als an den unmittelbar bevorstehenden Weltuntergang. Es kommt doch nicht auf unsre vorübergehende Stimmung, sondern auf die dauernde Bereitschaft an, und diese letztere sollen wir nicht bloß in der einzelnen Kirchenzeit, sondern durchweg zu erringen, zu besitzen und zu wecken suchen. Für den wirklich lebendigen Glauben ist die Wiederkunft des Herrn doch wiederum nur ein selbstverständliches, organisches Stück des großen, einheitlichen, seligmachenden Evangeliums, dessen er sich täglich getröstet. Und der Herr hat von den letzten Schrecken und Wehen nicht geredet, um die Seinen ängstlich und verwirrt zu machen, sondern um sie zu gleichmäßiger Wachsamkeit und Klarheit, Stärke, Geduld und Hoffnung zu erziehen. Und die letzten Tage und das Gericht hat er uns nicht dazu geschildert, um unsrer Neugierde oder unserm Wissen oder unsrer Dogmatik Geheimnisse zu enthüllen, sondern um unser sittliches Verhalten zu regeln und unsern Glauben auf das Ziel und Ende zu verweisen. Nun könnte man freilich, wenn man auf die Geschichte der Kirche blickt und das gegenwärtige christliche Glaubensleben mit der apostolischen Zeit vergleicht, betrübt und verwirrt dadurch werden, daß die Lebhaftigkeit und Wärme der Erwartung des Endes in der Christenheit so ganz erstorben ist. Da ist es mir immer ein Trost und eine Stärkung gewesen, daß der Herr im Gleichnis von den zehn Jungfrauen erzählt: „Da nun der Bräutigam verzog, wurden sie alle schläfrig und entschliefen“ — nicht bloß die thörichten, sondern auch die klugen. Der Herr tadelt nicht den Schlaf — der ist gleichsam eine natürliche und berechtigte Folge des Ausbleibens des Bräutigams —, sondern nur den Mangel an Öl bei den Thörichten, welcher ihnen ein Hindernis wird, ihm entgegenzugehen bei seinem plötzlichen Kommen. Das ist ein Urteil über die Geschichte der Christenheit. Die Lebhaftigkeit der eschatologischen Erwartung hat seit Jahrhunderten einer Abspannung Platz ge-

macht; die ganze Christenheit ist in diesem Sinne schläfrig geworden und eingeschlafen, und alle vorübergehenden oder gewaltsamen Versuche, sie zu wecken, haben nichts gefördert, wohl aber zuweilen bedenkliche Folgen gehabt. Es kommt auch schließlich auf diesen Schlaf so viel nicht an; der Herr wird die Christenheit erwecken zu seiner Zeit. Wohl aber ist es notwendig, daß wir allezeit Öl bei uns haben. — Solche Gedanken und Winke scheinen mir als allgemeine Basis für die praktische Verwertung des Wiederkunftsgedankens den jungen Theologen gegeben werden zu müssen. Sie entsprechen durchaus dem Geiste, dem Schriftverständnis, den Entscheidungen unsrer Kirche. Auf Grund solcher Überlegungen würde zunächst die allgemeine Tendenz und Art eschatologischer praktischer Verkündigung gesichert sein. Dann würde sich ohne große Schwierigkeit die homiletische Bearbeitung eines entsprechenden konkreten Textes, ebenso die entsprechende liturgische Gedankenreihe und Ausgestaltung und die richtige katechetische Erörterung des Stoffs skizzieren lassen. Auch hier müßte wiederum der Unterschied bei den mancherlei Arten der praktischen Behandlung deutlich hervortreten, zugleich der Zusammenhang mit der wissenschaftlichen Theologie und der so ganz andersartige Charakter derselben.

Mit den gegebnen Beispielen hoffe ich meine Ansicht deutlich genug gemacht und ein Gefühl davon geweckt zu haben, wie notwendig, wie instruktiv, wie segensreich eine derartige Anleitung in der Disziplin der praktischen Theologie wirken müßte. Ich brauche hoffentlich nicht besonders hinzuzufügen, daß jede andre christliche Lehre und Wahrheit in entsprechender Weise behandelt werden kann. Es würde die Aufgabe des praktischen Theologen sein, mit den Beispielen zu wechseln und wenigstens an einigen, besonders charakteristischen jedesmal den Studenten den Sachverhalt klar zu machen. Man wird sich viel von solchem Vorgehen versprechen dürfen. Eine derartige Zusammenstellung der Resultate aller einzelnen Disziplinen und ihrer Übersetzung in die pfarramtliche Praxis wirkt frappierend. Der junge Theologe wird methodisch an die Unterschiede und deren richtige Beurteilung und Behandlung gewöhnt. Er erkennt die überall vorhandne Einheit des Wesentlichen, trotz aller Verschiedenheit des Neben-

sächlichen. Nicht minder erkennt er die notwendige Verschiedenheit der theologischen Resultate und Sätze in allen einzelnen Disziplinen, die notwendige Verschiedenheit auch der praktischen Verkündigung des Evangeliums von aller wissenschaftlichen Theologie, und er weiß doch, daß alle verschiednen Fächer und Zweige der Theologie und des Pfarramts einheitlich und organisch zusammengehörig sind durch die eine Hauptsache: durch unser eines köstliches, mächtiges Evangelium. So würde endlich der Ring der theologischen Disziplinen geschlossen: der Anfang die Bibel in ihrem wissenschaftlichen Verständnis, das Ende die Bibel in ihrer praktischen Verwendung — und überall inniger Zusammenhang, gegenseitiges Dienen und frisches, volles Leben.

Sollte man auf eine solche Neubelebung der praktisch-theologischen Disziplin hoffen dürfen?

---

4. Ergebnisse.

Fassen wir zum Schlusse unsre Beobachtungen und Vorschläge kurz zusammen!

Ein Vergleich der hohen und vielseitigen Aufgaben des Pfarramts in dem modernen Leben mit den thatsächlichen Verhältnissen und Leistungen des gegenwärtigen Pfarrerstandes ergab, daß die Vertreter des geistlichen Standes ihre Pflichten mit Eifer und Ernst zu erfüllen suchen und in der Hauptsache ihrer Aufgabe auch wirklich in Treue nachkommen. Trotzdem bekunden eine ganze Reihe einzelner Schäden, Schwächen und Mißverhältnisse einen krankhaften Zustand unsers kirchlichen und theologischen Lebens, welcher im allgemeinen als Verlegenheit und Unklarheit der Pfarrer gegenüber den neu entstandenen Formen, Fragen, Aufgaben und Faktoren der modernen Kultur erkannt und kurz charakterisiert wurde. Indem wir den Gründen dieser Sachlage nachgingen, ergab sich vor allem die Frage, ob das theologische Studium, wie es gegenwärtig auf unsern Universitäten betrieben wird, seiner Aufgabe, die genügende Vorbildung für das Pfarramt zu geben, auch wirklich genüge.

Unser Ergebnis ist keineswegs die Behauptung der Nutzlosigkeit des theologischen Studiums. Wie das theologische Studium für einen Diener der evangelischen Kirche durchaus notwendig ist, so ist es thatsächlich auch in seinen Folgen für die Kirche heilsam und segensreich. Freilich eine relative Nutzlosigkeit des Studiums, wie es heutzutage betrieben wird, glaubten wir doch konstatieren zu müssen: die eigentümlichen Schäden und Mängel des kirchlichen Lebens unsrer Zeit scheinen uns vielfach nur die Folge zu sein von gewissen Schäden und Mängeln, an welchen das gegenwärtige theologische Studium leidet. Wir haben diese Mißstände des Studiums offen besprochen und in ihrer Art und Ursache zu verstehen gesucht.

Zu diesem Zwecke haben wir die für das theologische Studium zunächst in Betracht kommenden Faktoren und den Organismus der theologischen Disziplinen einer eingehenden Kritik unterzogen. Nicht die Resultate dieser Kritik, wohl aber die wichtigsten Wünsche, von deren Erfüllung uns eine Besserung der bestehenden Verhältnisse abhängig erscheint, mögen in aller Kürze hier noch einmal zusammengefaßt werden.

Daß die Studenten in den Jahren des akademischen Studiums ihre Pflicht treulich zu erfüllen suchen, ist ein selbstverständliches Erfordernis. Von den Pfarrern, den Eltern und Freunden der studierenden Jugend hoffen und fordern wir, daß sie nicht ihrerseits durch bedenkliche Ratschläge, sei es durch Verdächtigungen der theologischen Fakultäten, durch unverständige und unverantwortliche Warnungen vor „Kritik" und „Wissenschaft", sei es durch andre, äußerliche Erwägungen und Wünsche, den jungen Leuten ein rechtes, gründliches, allseitiges und freies Studium erschweren oder unmöglich machen. Die theologischen Professoren bitten wir, daß sie bei aller gelehrten, wissenschaftlichen Arbeit die andre, hauptsächliche Seite ihres schönen Berufs weder im großen noch im kleinen außer acht lassen: die wirkliche, gründliche Erziehung und Heranbildung der Studenten zu tüchtigen Pfarrern, zu wirksamen, begeisterten Predigern des Evangeliums. Wir bitten, daß sie diese Aufgabe nicht schon in der Mitteilung theologischen Wissens erledigt sehen, sondern immer mehr dieselbe vor allem als eine eminent pädagogische erfassen und durch diesen Gesichtspunkt die Art ihrer Wirksamkeit vertiefen und erweitern. Unsre Bemerkungen über die einzelnen theologischen Disziplinen wollen wir hier nicht rekapitulieren. Nur das eine, welches uns von der allergrößten Wichtigkeit erscheint, sei noch einmal nachdrücklich hervorgehoben: von einer Neubelebung und Neugestaltung der Disziplin der praktischen Theologie versprechen wir uns die Besserung mancher kirchlichen Mißstände, die Lösung mancher ernsten Frage und das wesentlichste Mittel gegen die Unzulänglichkeit des theologischen Studiums.

Die Frage nach der Art und der Einrichtung der theologischen Examina lassen wir dahingestellt. Einerseits ist sie zu weitläufig und zu schwierig, als daß sie in der Kürze erledigt werden

könnte. Nur der eine Punkt soll wenigstens berührt sein: alle Klausurarbeiten scheinen uns ein unzureichendes Mittel für die Zwecke des Examens, wenn die Examinanden seit drei oder vier Jahren von jeglicher Klausurarbeit entwöhnt sind. Andrerseits aber ist die Frage nach der Einrichtung des Examens doch für die von uns behandelten Verhältnisse ziemlich irrelevant. Denn mag das Examensreglement lauten, wie es will, schließlich ist es doch der Weisheit und Gewissenhaftigkeit der Examinatoren überlassen, wie weit sie den bloßen Besitz von theologischen Kenntnissen und Fähigkeiten mit wirklicher theologischer Durchbildung identifizieren wollen. Dagegen würden wir den Wunsch, daß das theologische Studium in der Regel mindestens sieben, und wenn das Militärjahr zugleich absolviert wird, acht Semester umfassen möchte, nicht zurückhalten, wenn es sich nicht dabei wie bei so manchen kirchlichen Fragen unsrer Tage einfach um eine Geldfrage handelte. Hervorgehoben werden soll aber wenigstens die hohe Wichtigkeit von Reisen und von einem Aufenthalte im Auslande oder unter fremdartigen kirchlichen Verhältnissen für die künftigen Pfarrer.

Im Hinblick auf unsre gegenwärtige kirchliche Lage vermögen wir weder den Pessimismus zu teilen, welcher weite Kreise ergriffen hat, noch die scharfen und bedenklichen Heilmittel zu billigen, von welchen viele eine bessere Zukunft erhoffen. Die Entwickelung der kirchlichen Verhältnisse, wie wir sie erleben, ist, wenn man alle einschlägigen Punkte berücksichtigt, zu natürlich, als daß wir uns deshalb aus der Fassung bringen lassen dürften. Die einfachsten Mittel: Gebet und Vertrauen, Geduld und Arbeit, sind allezeit die besten. Wir glauben, daß, wenn nur alle lebendigen Glieder ihre Pflicht thun, und alle wirksamen Faktoren ihre Aufgabe recht erfassen und erfüllen, mit Gottes Hilfe das Evangelium auch in der modernen Welt die siegreiche Macht sein wird. Besondre, neue Mittel und größre Veränderungen im Organismus der Kirche bedürfen wir nicht. Noch weniger freilich können wir die kleinen Mittelchen dulden, welche eine gute und starke Sache nur kompromittieren können.

Von den vorhandenen Organen der Kirche aber ist nur dann etwas zu hoffen, wenn sie in Einigkeit und mit Vertrauen für einan-

der wirken. Ein direkter Einfluß der kirchlichen Behörden auf die Besetzung der theologischen Lehrstühle wär ein unnötiges und ein zweifelhaftes Mittel zur Besserung. Zwar hat die zweite preußische Generalsynode gerade in den letzten Tagen, am 16. Oktober, den Beschluß gefaßt: „Die Generalsynode hält ausdrücklich die längst erwogenen und wohlbegründeten Ansprüche der Kirche bei Besetzung der evangelisch-theologischen Professuren aufrecht und bittet den Oberkirchenrat in Übereinstimmung mit dem Synodalvorstande die praktischen Mittel und Wege zu beraten, durch welche ein solcher Einfluß erreicht wird." Aber wir können nur hoffen, daß dieser Beschluß, wie alle ähnlichen Bestrebungen, keine praktischen Folgen haben werde. Ist es zu bedauern, daß ein derartiger Beschluß zur Zeit wirklich die Zustimmung der synodalen Mehrheit findet, so ist es anderseits erfreulich, daß wenigstens der eine Referent den bezüglichen Antrag für unbegründet, unzweckmäßig und unausführbar erklärt und der zeitige Präsident des evangelischen Oberkirchenrats offen ausgesprochen hat, der Staat könne auf derartige Forderungen nimmer eingehen. Zugleich ist es ebenso bedeutsam wie dankenswert, daß die zahlreichen Synodalen, welche selbst ein akademisches Lehramt bekleiden und gewiß unkirchlicher Gesinnung nicht geziehen werden können, sämtlich gegen jenen Antrag stimmten. Die schweren Bedenken aber, welche gegen denselben von verschiedenen Seiten geltend gemacht wurden, sind von den Verteidigern des Antrags keineswegs widerlegt worden. Zudem trat es in den Reden der letzteren offen hervor, daß man besonders deshalb solche Vergrößerung der „Machtfülle" der „Kirche" zu fordern nicht müde wird, weil man die entsprechenden Institutionen der römischen Kirche für heilsam und nachahmungswert erachtet. Aber sind wirklich für den evangelischen Glauben die Ordnungen der römischen Kirche mustergültig oder auch nur ungefährlich? —

Es ist unsre Absicht nicht, auf die Verhandlungen der Generalsynode näher einzugehen. Noch weniger wollen wir die gewichtigen dort gegen jene bedenklichen Bestrebungen vorgebrachten Gründe wiederholen und vervollständigen. Aber es erschien angezeigt, im Zusammenhang unsrer Erörterung auf solche Bewegungen unsrer Tage wenigstens direkt hinzuweisen. Denn sie

beleuchten charakteristisch die unleugbare Thatsache, das heutzutage die synodalen Majoritäten und die weiten Kreise der Pfarrer die einfachen und elementaren Bedingungen und Faktoren, Organe und Verhältnisse, durch welche die gegenwärtige Lage der Kirche und Theologie hervorgerufen ist, leider viel zu wenig in Rechnung ziehen. Man urteilt nach dem, was sich äußerlich dem Auge darbietet, — oft mit sehr willkürlichen Maßstäben. Man sucht zu heilen durch Verfassungsänderungen, Machterweiterungen und durch Anwendung äußerer, rechtlicher Zuchtmittel. Aber die Schäden liegen viel tiefer. Eine Mitwirkung synodaler oder konsistorialer Körperschaften bei Ernennung der theologischen Professoren würde für theologisches Studium und Kirche entweder nur schädliche oder keine nennenswerten Folgen haben.

Eine einfachere Lösung ist es, wenn man — was oft gefordert und empfohlen wird — Fakultäten von einem ausgeprägten sei es orthodoxen, sei es liberalen Charakter einen Vertreter entgegengesetzter Richtung einverleibt. Das ist zweifellos ein Akt der Gerechtigkeit. Ob es aber in gleicher Weise auch zweckmäßig ist, kann man bezweifeln. Sind unsre obigen Ausführungen richtig, so soll eine Fakultät vor allem erziehend wirken. Wenn nicht die unumgängliche, so doch jedenfalls eine wesentliche Bedingung dieses Zieles wird es aber sein, daß die Fakultät auch innerlich eine Einheit bildet. Man sollte also möglichst den Fakultäten diesen einheitlichen Charakter geben oder lassen und für die Studenten eine Ausgleichung herbeiführen durch Reisestipendien, besser noch durch Stipendien, welche den Besuch einer anders gerichteten Universität auf etwa zwei Semester ermöglichen. Deshalb erscheint es als ein dringendes Bedürfnis, Stipendien mit diesem ausgesprochenen Zwecke zu gründen.

Überschätzen darf man freilich alle solche äußere Änderungen und Einrichtungen nicht. Durch sie wird die Entwickelung der Theologie und der Theologen wohl beeinflußt, aber schwerlich mit Sicherheit reguliert und dauernd bestimmt. Überhaupt aber kommt es bei Pfarrern und Professoren nicht auf eine Veränderung ihrer theologischen Richtung an, sondern darauf, daß alle ihre hohe Aufgabe immer bewußter und tiefer erfassen und durchführen. Alle wahre Bildung, auch alle wirkliche theologische Bildung ist nicht sowohl

ein fertiger, abgeschlossener Besitz, als vielmehr eine Tugend, welche allein in steter Übung und Erneuerung, in unablässigem Trachten nach dem vorgesteckten Ziele Dasein und Wert hat. Eine solche theologische Bildung, welche im steten, deutlichen Bewußtsein des Zieles, bei allen Fragen das Wichtige vom Unwichtigen unterscheiden lehrt, soll und kann vom akademischen Studium vermittelt werden. Wird dieser Zweck des Studiums erreicht, so wird zugleich die Frage nach dem Verhältnis von Glauben und Wissen praktisch gelöst und die Forderung, Religion und Theologie von einander zu unterscheiden, erfüllt. Während man vergeblich diese Unterscheidung durch popularisierte Wissenschaft, durch apologetische oder aufklärende Vorträge durchzuführen versucht und dabei erst recht das Publikum durch Theologie verwirrt hat, wird eine rechte, praktisch theologische Durchbildung die Pfarrer lehren, theologische Fragen unter Theologen zu erledigen und die Christenheit allein mit dem Evangelium, nicht aber mit theologischen Fragen und Formeln zu nähren. Die Grenze zwischen Theologie und Religion, welche nie eine äußerlich bestimmbare und endgültig zu formulierende, sondern eine wechselnde und je nach den konkreten Umständen verschiedene ist, wird in allen praktischen Verhältnissen nicht durch theologisches Wissen, sondern durch theologische Bildung und das Charisma des christlichen Taktes gefunden. Dieses Problem gehört zu den vielen Fragen, welche nicht mit dem Kopfe und in der Theorie, sondern mit dem Herzen und in treuer geduldiger Arbeit durch die praktische Erfahrung gelöst werden. Aber nur, wenn die Theologen in dieser Frage sicher und frei sind, werden auch die Laienkreise unbefangen und empfänglich der Stimme des einfachen Evangeliums folgen.

Die Art des theologischen Studiums ist von weitgreifenden Folgen nach allen Seiten. Die evangelische Kirche hat hier eine ihrer stärksten Stützen und darf hoffen, in jedem Zeitalter auf das reichste gesegnet zu werden durch die Arbeit der theologischen Fakultäten. Sie bedarf aber vor allem tüchtiger Pfarrer. Nicht Gelehrte, nicht Advokaten des Christentums müssen sie sein, sondern lebendige, frohe Zeugen des Evangeliums, geschult durch die Wissenschaft, ausgestattet mit Weltkenntnis und Menschenkenntnis, gesalbt mit dem Geiste, treu, stark und frei.

Böttcher, J. P. **Kirchenverfassung der ev. Deutschen.** Synodale Gedankenfrucht aus einer Beratung über den anzustrebenden gemeinsamen Bußtag. 60 Pfg.

Tschackert, Prof. D. **Vorteile und Gefahren,** welche der Mission aus der Kolonialpolitik erwachsen. 30 Pfg.

Richter, Emil, Sonntagsfeier und Sonntagsunfug. Ein sozial= und handelspolitischer Beitrag zur „Enquete". 50 Pfg.

Gründler, E., P. **Diesseits und Jenseits** im Lichte des Wortes Gottes. Betrachtung über Lukas 16, v. 19—31. 60 Pfg.

Asmis, R., P. **Die Kirche Jesu Christi.** Ihr Wesen fordert ihre Selbständigkeit. Ein Mahnruf an die evang. Kirche. 1 M.

Jacobowsky, P. **Die pessimistische Weltanschauung** des Dr. Ed. v. Hartmann als Wegweiser zur christl. Wahrheit. 60 Pfg.





